C. F. Gellerts

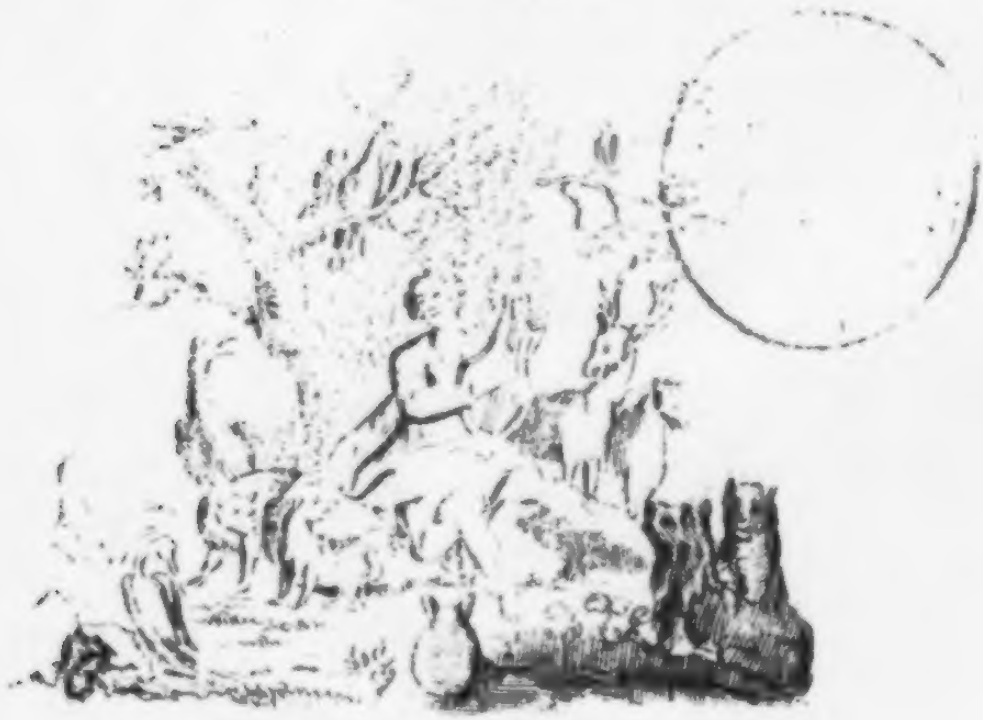
ſämmtliche

Fabeln

und

Erzählungen

in drei Büchern.



Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Brandenburgiſchen allergnädigſten Freiheiten.

Berlin, 1803.

bei Oehmigke dem Jüngern.

Preis 8 gr. mit ſchwarzen Kupfern 12 gr. mit bunten Kupfern ſauber gebunden 22 gr. In groß Format, Text auf Schreibpapier mit XII. Kupfern von Chodowiecky und Meil ſauber illuminirt und gebunden 1 thl. 8 gr.

Christian Knudsen

Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Vorfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meinung nach, eben nicht ſo geringe, daß ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich zum Voraus ſetze, daß viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſerer Alten umzuſehen: ſo hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daß ſie faſt bei allen Völkern, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, ungemein vielen Beifall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen; und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bei dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bei ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von

meiner Dienstfertigkeit nicht zum Besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bei einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland jetzt liebt, ward von den Deutschen schon hoch geschätzet, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich jetzt reden und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenige Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie in Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben. *) Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt, **) sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten, so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossa gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte

*) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscript auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung zeitvoller Schriften. VII. St. 48. S.

**) S. Scherzii Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen primum.

derte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beistand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bei aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als Verschiedene, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unsere Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler

alten Wörter nicht genug verſtehen; daß viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heut zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erſte Exempel ſoll die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freiheit nehmen, und Commata und Puncte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein musz, die wolt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er gewalt hat, wann er will.
Ist Im das ein ere? das ist nit viel.
Was grosser künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.
Lossent ir mich Herr genesen!
Ich mag uch wol nuz gewesen,
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe liesz sin zurnen sin,
Und liesz gon das muselin.
Des wart es innerlich fro.
Ich will es uch danken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart

In

*) ar Adler.

In eim garn, das war stark:
Er hett geben dusent Marg,
Das er darus wer gewesen,
Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die musz, ee dann der tasg
Uffging, zu dem louwen hin,
Sie sprach: Gott grusz uch, herr myn,
Was clagent ir? was ist uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der musz.
Sie sprach: Herr ir koment wol usz;
Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
Wann *) ir hant mir das myn geben.
Was sol ich uch nu mer sagen?
Die musz geriet **) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzwey, da wart das loch grosz,
Den louwen das nit verdrosz.
Vil balde er sich dannen macht,
Der musz det er acht ***)
Freundlich er ir danken began.
Sie sprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent wie der Gewalt sy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbarmde ****) sol han;
An gewalt sol tugent stan,
Der grosz den mindern sol vertragen,
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr Angenehmes bei sich. Man sieht nichts Gekünsteltes, und auch nichts Frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel Müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus

*) Weil. **) Fing an.
***) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
****) Erbarmung.

an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchicket ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. „Herr Löwe „laßt mich gehn! Was mag wohl ein König für Ehre „erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt? Daß er „Gewalt hat, wenn er will, iſt ihm das eine Ehre? „Mag das wohl eine große Kühnheit ſeyn, wenn ein „Löwe eine Maus erſchlägt? Der hat mehr Ehre, der „ſchaden kann, und es doch nicht thut.“

Man hörte dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bei dem lateiniſchen Antonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellung beziehen ſollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec,
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus,
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzet iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet?

In Niederers Fabeln Aeſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Laufen,
Legt ſich im Schatten in das Grün.

Indem

Indem er ſchläft, ſo kommt ein Hauſen
Mäuß über ſeinen Rücken hin.
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon;
Sie ſprach: Was ſolch ein großer König,
Der wider ſie zürn, hab davon.
Sein Grimm ſollt, den er nur mögt ſparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm dieſe
Nicht viel Reſpect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein ſolch klein Thier zerrieſe,
Und ſich ſie etwan ſchmecken ließ,
Drum war er in ſich ſelbſt erbötig,
Und ließ ſie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf ſo rennte
Beſagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein ſein Vorſatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängſt nun zu Willen,
Was ſie bemerkte interim,
Kommt ſie zum Garn und ſucht die Knöpffe,
Daß er immittelſt Luft nur ſchöpffe.

Als ſie dieſelbe nun gefunden,
So naget ſie ſie hurtig ab,
Wodurch ſie in denſelben Stunden
Dem Löwen die Befreiung gab.
Denn ihm iſt alſofort gelungen,
Daß er aus dem Arreſt entſprungen.

Iſt die Fabel aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert nicht ein rechtes Meiſterſtück gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmahl leſen wird, als das neue undeutſche Deutſche einmahl. Dort

hört man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und dem Fuchse seyn.

Ein Fusz hungern began;
Under einen hohen bom er da kam,
Uff den ein Rab kam geflogen
Mit eim Kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet do.
Des ward der Fusz unmassen froh.
Da ine der Fusz erst ersah.
Mit glatten Worten er da sprach:
Gott grusz dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin,
Und immer wasen uwer knecht,
Das dunket mich billig und recht.
Ir sind edel und so rich,
Kein fogel mag uch sin glich
In allen Kunigrichen.
Ich wene *) uch müse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen schin,
Süsse ist uwer kelen schal.
Uwer styme hört man überal
In dem walde erclingen,
Wann ir geratten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rab sprach: du sagest war.
Nu singent lieber herr myn!
Das sprach der rab, das soll sin.
Er liesz sin stym usz und sang,
Da es durch den walt erclang.
In dem sange empfil im do
Der Kese, des wart der Fusz vil fro.
Des lobs mus der rab mit schaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein schelten.

Die Schmeicheleien, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein „lieber

*) Wenen, glauben, dafür halten.

„lieber Herr, euer Diener will ich ſeyn, und immer „euer Knecht bleiben.“ Was fehlet dieſem Compli-mente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu lo-ben. „Ihr ſeyd edel und liebreich. Kein Vogel mag „euch in allen Königreichen gleich ſeyn. Nach meinen „Gedanken muß euch der Sperber und der Falke wei-„chen; die Schönheit des Habichts und des Pfauen. „Süß iſt eurer Kehlen Schall, eure Stimme hört man „überall in dem Walde erklingen.“ Dieſes iſt, wie mich däucht, eine recht poetiſche Stelle. Man ſtelle ſich vor, wenn der Dichter in unſern Zeiten geredet hätte, ob er nicht faſt eben das geſagt haben würde, was La Fontaine ſaget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si votre ramage
Se rapporte à votre plumage
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ces bois.

Die Sitten ſeiner Zeit ließen es nicht zu, daß er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muß dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des La Fontaine ſeine zu unſern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander herſetzen, welcher 1712 eine Mythologiam paraeneticam, das iſt, die Fabeln Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg herausgegeben hat. Er läßt ſich folgender-maaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen:

Als ein gewiſſer Raab den Käß vom Fenſter ſtahl,
Und aß denſelben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So ſahe den der Fuchs, und fieng ſo an zu reden:
O Raab! wie haſt du doch ſo ſchöne Feder-Weden!
Wie herrlich ſteht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du ſängſt, gieng dir im Rang voran.
Allein da ſich der Narr zu ſeiner Stimme ſchicket,
Verliehrt er ſeinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,

Und

Und reißet ihn mit Liſt ſo fein begierig hin,
Da wurde erſt der Raab der Liſt des Fuchſes in.
Und alſo wurde er zum Seufzen erſt bewogen,
Daß ihn der ſchlaue Fuchs ſo ſchändlich hat betrogen.
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte ſtets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftloſen Art zu erzählen auf die Zeit ſchließen wollte, in welcher Melander gelebet; ſollte man, ſage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unſerm Ungenannten ſein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, ſo will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unſerm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bei ihm nicht lauter äſopiſche Fabeln, ſondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geſchichte der Matrone zu Epheſus, welche die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingerücket haben, die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
Da liesz sie in dem stalle ston
Ein junge geisz, ir tochterlin;
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
Du solt die ture beslossen lon;
Harusz solt du nit gon,
Blip darin, das ist dir güt,
So bist du vor dem Wolf behüt.
Da die Geisz beslossen wart,
Vil schier ein Wolf kam uff die fart.
Er gieng zu dem stall drugenlich, *)
Und geborte sich glich

Der

*) betrüglich.

Der alten Geisz in Valschheit,
An styme, an wandel, und seit *)
Der jungen Geisz: losz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bist du stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das ich nit usz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die stym ist valsch,
Dich hilffent weder tusch, noch welsch.
Du komest nit herin, somer got! **)
Ich wil halten das Gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nyeman sol lossen in.
Du bist ein wolff, das siehe ich wol,
Wann du bist aller schalkheit vol.
Ach Herregott, wie viel der ist
Uff erden, die denselben list
Erzöigent mit susses honiges wort,
Und ist schande, schade und mort
In ir hertze all begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, ein Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da sellen teutsche Leute mir danken,
Daß ich viel fremder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dann noch heuer
In Teutscher Sprache waren deuwer.

In diesem Buche sind verschiedene, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten, und wer weiß, ob

*) sagt.

**) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheurung, die so viel heißt, als: Bei Gott! So wahr mir Gott helfe!

ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts verbessert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein gelegt hatte, wie er saget:

Und wiset, daß ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn halte auf Latein so gar;
Geleit, daß mir die Teutschen Reimen
* * * * * *
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in fremde Land
Und wöllte eine Sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entscheidung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bei seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre; so verdiente er doch wegen der edlen Freiheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beispiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr

ſehr oft mit groſſer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäftigen ſoll. Die Thorheiten der Groſſen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemahl finden, daß in dem Lande, wo die meiſte Freiheit herrſcht, auch die beſten und kräftigſten Satyren angetroffen werden. Den poetiſchen Geiſt des Herrn Trumbergs mag ich eben nicht loben. Er hat geſunde und gute Lehrſprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Ausziehrungen wird man freilich nicht oft in ſeinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeſſen itzt nicht als einen erhabenen Dichter, ſondern als einen Fabelſchreiber. Doch auch in dieſer Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu ſtehen kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann.
Das waſſer dem rädelein entrann,
Und nicht hatte ſeinen ſollen ſchwang,
Mit jammer es umgieng und ſangk,
Als ihm des waſſers not gebot:
Hilf Herre Gott, Hilf Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groß,
Bey dem ein krefftig waſſer floß,
Das trieb zwey räder föllialiche,
Sie ſchnapten mit eynander gliecheː
Hilf oder laß, Hilf oder laß,
Die Erde ſey trucken oder naß,
So dant wir genug tag und nacht,
Und wird ſo mancher Sack herbracht.

Dieſe müſen mögen uns wohl bedeuten
Auf erden reich und arme leuten.
Unſern Herren ruſent die armen an ꝛc.

In dem ſechzehnten Jahrhundert hat ſich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in deutſche Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8vo im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenkt ſeiner, in der deutſchen Poeterei der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daß er ihn für ſehr ſchlecht muß gehalten haben. Es iſt freilich leider bekannt, daß die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden. Allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechszehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften, in dem ſiebenten Stücke gehandelt haben: ſo glaube ich doch, daß man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weiß die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer beſſern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf ſeiner Zeit und ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer beſtimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferdt gebunden stund,
Und bet ein schönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beschlagen,
Auf seinen Rücken thet er tragen
Ein blanken Sattel schön gezierd,
Ein Roßdecken mit Gold durchschnieret.
Es riß den Zügel bald entzwey,
Und lief hinweg mit großem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß daß Gebiß mit schaum
Sah zornigklich und sprach, gieb raum,
Wer hat dich solche mores gelert,
Daß du nicht weichst eim solchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder will dich schlagen,
Daß dich jr sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren,
Gab raum und durst auch nit einst murren.
Das Pferdt lieff was es leibes mocht,
Zuletst sichs on gefehr verrächt,
Der ward sein Herr von stund gewar,
Nam ihm die schöne Rüstung gar,
Verkaufts dem Fuhrmann in dem Karren,
Der wollt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel, lief bald zu,
Sprach, grüß dich Freundt, wie stehest nu?
Wo ist das edlen und selden Zier,
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So, lieber Freundt, so gehts auf Erden,
So muß hoffart gestrafet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib,
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Daß er sich legen must zu Bett
Die Krankeit jn fast engsten thet
Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mächtig sehr,
Daß sie auch kaum kunt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wöllest nit so traurig seyn,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben
Ich wollt dir umb ein andern werben,
Ich weiß auch, daß derselb für allen
Dir daß denn dieser sollt gefallen.
Vnd dich wol bald also gewehnen,
Daß dich nicht darfst nach diesem sehnen.
Darob erzürnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter, auf mein trauw,
Jr seht ich bin betrübtes Herzen
Dennoch vermehrt jr mir den Schmerzen,
Daß jr mir sagt vom andern Mann,
Das wirt ich zwar nicht hören kann
Daß aus meines kranken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich sehr betrüb.
Bald thet derselbig Mann verscheiden,
Darob der Frauwen herzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende That lehrt.
Mit Weinen sie den Mann beklagt
Daneben auch jren Vatter fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen,
Wie ists umb den jungen Gesellen,
Von dem jr heut gesagt hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Jr seht, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erquickt.
Hie mag man sehen, wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen

Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen.
Könntens in einer ſtund veraeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn einer kaufft ein Taſchen,
Vnd brau't ſie lang bis ſie wird alt
Vnd im ohn all gefahr entfalt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So iſts auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reinicke Fuchs des Herrn von Alkmars, Georg Rollenhagens Froſchmäusler, und den Mücken- und Ameiſenkrieg, weil ſie alle drei nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie der harten und rauhen Verſe ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mückenkriegs iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzt, wie die deutſche Vorrede ſagt:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahren
Anfangs von einem beſchrieben worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darinn er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verß bey uns mag ſeyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schawere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſie der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt eine große Niederlage erlitten hatte; ſo beſchließt er ſeine lange Anrede alſo:

Ich ſchwer bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn lenger Ziel
Der Mücken todt jetzt rechen will.
Will drei mal hundert tauſend man
Alhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinem Lande ſeyn,
Kriegshelden aller ehren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd,
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drei andre alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt, den Eſelkönig, und den Gänſekönig, welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchſe unter allerhand Geſtalten und Trachten mit einer Beiſchrift aus der Bibel vorgeſtellet werden, welche die Erklärung des Bildes ſeyn ſoll. Es mag nun Sebaſtian Brand, oder wer da will, der Verfaſſer dieſes Buches geweſen ſeyn: ſo bringt es ihm, nach meiner Meinung, nicht viel Ehre. Man ſieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen iſt: ſo wäre es ſchon im Jahre 1495 in brabandiſcher Sprache im Drucke erſchienen, und alſo älter, als der Reinicke Fuchs, weil wir von dieſem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckiſche von 1498 in Octav. Wenn dieſe Nachricht ihre Richtigkeit hätte: ſo könnte Doctor Luther, wie Einige geglaubet, dieſes Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln geweſen, ſiehet man daraus, weil er die äſopiſchen hat reinigen und überſetzen wollen, auch wirklich ſechszehn Stücke überſetzet, und eine ſehr ſchöne Vorrede von dem Nutzen der äſopiſchen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Ueberſetzungen leſen ſich

mit

mit Luſt. Man findet ſie in dem neunten Theile ſeiner deutſchen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aeſopi, welche Nathan Chyträus, ein Profeſſor zu Roſtock, 1571 in Octav herausgegeben hat. In eben dieſer Ausgabe finden ſich vier Fabeln, welche Doctor Matheſius, Luthers guter Freund, gemacht haben ſoll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein „alter Hirtenhund, der ſeines Herrn vihe trewlich be„wachte, gehet zu Abend ein. Den pelfern die Pol„ſterhündlein auf der Gaſſen ahn. Er trabt für ſich, „und ſicht ſich nicht umb. Wie er fürn Kuttelhof kompt, „fragt ihn ein fleiſchershund, wie er dies gepelfer leiden „könne, und warum er nicht einen beim kamm neme. „Nein, ſaget der Hirtenhund, es zwacket und beißet „mich keiner, ich muß meine Zeen zum Wölfen haben.“

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verant„wortet nicht alles, und lies St. Petrus und Rolands „ſchwert in der Scheiden ſtecken, der blieb lang unge„biſſen und vertrüg viel ſachen.“

Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel von Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale über Tiſche vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt geſprochen. Sie iſt etwas lang, und vielleicht hat ſie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als ſie uns Matheſius aufbehalten hat. Indeſſen verdienet ſie doch, geleſen zu werden, da ſie von einem ſo großen Manne kömmt, geſetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz ſeine wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrie jämmerlich. Ein Bawr kommt zum Loch, fragt, was das ſey, ſie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, ſagt der man, an böſen Thieren iſt nichts gutes zu verdienen, ich ſölte wohl eine Schlang in mei-

nem Busen aufziehen. Die Schlang hält an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gift, gab, und große verheißung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran will sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweizüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder daran. Wie der Bawr in engsten steht, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwei setzen, die uns begegnen, was die in dieser sachen sprechen, das soll uns beiden wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen sie die Sache für, der Scheidmann spricht: Ich habe meinem Kerner funfzig jar gedienet, morgen will er mich dem Schelmschinder geben, die Welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn: Ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er soll mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Ba or sein sach auch für, und verheißt jm all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Hölle zeigen, und was jr gefar und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, welzet der Bawr aufs Fuchsen abredt, wider ein große Wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er soll jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense

sein

sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will sein Wort nachkommen, iest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewahr wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, und als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das Loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die gröste wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalk, dis welt recht mit meinem Leben und Balg.

Freilich geht es auf Erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels dank zu lohn. Doch muß es endtlich alles bezahlt werden, darum umb der welt lohn und dankes willen nichts angefangen, umb jres undankes und untrew willen nichts unterlassen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von Andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat außer seinen Frauenzimmer-Gespräch-Spielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der „wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten „und Tugenden verfertiget," bestehen in hundert und funfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und diesen Na-

men hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zuviel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreihundert Erfindungen auch nicht etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in den Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblasen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzenei wider diesen giftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefraat, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Arzenei gefunden, welche von dem Manna des Gebeths, und von der Eberwurz unverdrossener Arbeit gemacht worden. Es viel ihrer diese Arzenei mit vielem fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen; und hat solche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Widerruf geantwortet:

ORA.

Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Arzenei nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, daß ſie theils ein Hauſſen Kleide angethan, bevor ſie erkrankt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befanden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier ſehr abſcheuliche Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteſte und ſchönſte unter beſagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die Glückſeligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zweien Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abſcheulichen Schlangen, mit Baſilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte ſie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen, ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die Vertraulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft pflogen, alſo wollten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heurathet der Herr Haß das Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt Juſtus Gottfried Nabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meiſſen 1699 geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel: Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in welcher er ſie für die Jugend aufgeſetzt hat, ſehr dienlich geweſen. Er ſcheint freilich den Fußtapfen des Herrn Haredörfer zuweilen gefolgt zu ſeyn, indeſſen

ist es ihm weit besser geglücket, als jenem. Seine hundert Fabeln zeugen von einer fruchtbaren Einbildungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebt hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel: Mythologia Christiana. 1619 herausgekommen, und nichts weniger als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit grössere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, stiften bei der Jugend und bei tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Miene seicht, und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen ist: so will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heissen Sommer-Tagen in dem Strome baden, nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfingen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit grosser Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon ertrinkenden bei den Haaren, und brachte ihn also mit grosser Mühe aufs Trokkene. Anstatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauft hätte. Also gehet es auch

treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undank und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reißen.

Speculum Mansvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnte sie, daß sie inskünftige nicht mehr die unschuldigen vorübergehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorfe hinaus verfolget hatte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine vordern Zähne alle mit einem Steine ausgeworfen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet, den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Klässern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemacht hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder

herge-

hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß Einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen; so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bei der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerei zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bei uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate, 1746.

Vorrede

zum zweiten Theile der Fabeln und Erzählungen der ersten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwei Jahren herausgegeben, sind so glücklich gewesen, den Beifall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich: und ich weiß nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen, man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen: man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn, durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beifall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedene Miene, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bei dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein

ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bei seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestöret hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, daß ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist, so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweiten behaupten können? Wird die Welt eben so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorschein gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth: allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neue Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bei den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindun-

findungen: ſo verläßt uns doch zuweilen der Geiſt der Lebhaftigkeit, ich weiß nicht warum, wenn wir ſie ausſuchen, und ihnen den unſchuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewiſſe Theile zu verlangen ſcheinen. Bald verſchlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald ſuchen wir ſie gar zu mühſam auf. Bald können wir die natürliche, ungeſchmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, ſo ſehr wir auch unſer Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann ſich bei einer Stufe von dieſer Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geſchmacks ausmachen, den Vaniere *) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque ſemper
Resumas avida; ſales novosque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laboriosa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate gravet: rosae ſed inſtar,
Quae formosior explicatiores

Nec

*) Vaniere in *opusculis* p. 203.

Nec frondes aperit, nec involucro
Suas celat opes iniquiori:
Si nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beifall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eigenes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn, weil sie anders, als jene, sind. Doch ich will mein Schicksal erwarten, und mir von meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate, 1748.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

Die Nachtigal und die Lerche. Seite 1
Der Zeiſig. 2
Der Tanzbär. 3
Die Geſchichte von dem Hute. 4
Der Greis. 6
Das Füllen. 7
Chloris. 8
Der Kranke. 10
Der Fuchs und die Elſter. 11
Das Land der Hinkenden. 12
Inkle und Yarike 13
Siehe den 1. Th. des Zuſchauers, n. d. 51. u f. S.
Der Kukuk. 16
Das Geſpenſt. 17
Der Selbſtmord. 18
Die Betſchweſter. 19
Nach dem Inhalt einer Comödie, welche eben dieſen Namen führet.
Der Blinde und der Lahme. 21
S. die Fabel eines Unbekannten, welche Hr. Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt auf der 252 Seite anführet.
Der Hund. 23
Der Prozeß. 24

Der Bettler. Seite 26
Das Pferd und die Bremſe. 27
Die Reiſe. 28
Das Teſtament. 29
Damötas und Phillis. 31
Die Widerſprecherin. 33
Das Heupferd oder der Grashüpfer. 34
Semnon und das Orakel. 35
Das Kartenhaus. 37
Die zärtliche Frau. 38
Der zärtliche Mann. 39
S. des Abſtemius LX. und CIII. Fabel.
Die Spinne. 40
Die Biene und die Henne. 41
Der ſüße Traum. 42
Der Reiſende. 44
Der erhörte Liebhaber. 45
Der glücklich gewordene Ehemann. 47
Der gütige Beſuch. 48
S. d. Abſtem. LXXV. Fabel de agric. et poëta.
Der Arme und der Reiche. 49
Damokles. 49
S. den Cicero Lib. V. Tuscul. quaest.
Die beiden Hunde. 51
Selinde. 51
Der Schatz. 54
Monime. 55
S. den Plutarch in dem Leben des Lucullus, auf der 503. S. a. edit. Wechel.
Der unſterbliche Autor. 56
Der grüne Eſel. 57
S. des Abſt. LXXX. Fabel, de vidua et asino viridi.
Der barentſirte Bürger. 58
Der arme Schiffer. 59

Das Schickſal. Seite 61
S. den Zuſchauer im III. Th. a. d. 332. S. u. f.
Liſette. 62
Die Verſchwiegenheit. 63
Die junge Ente. 65
Die kranke Frau. 66
Der gute Rath. 69
Die beiden Mädchen. 70
Der Maler. 71

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben. 73
Das Unglück der Weiber. 74
Der ſterbende Vater. 76
Der junge Dreſcher. 77
Die glückliche Ehe. 79
Die beiden Wächter. 80
Das Kutſchpferd. 81
Die Fliege. 82
Der arme Greis. 83
Calliſte. 85
S. die Nachricht v. d. Tode der Fr. v. Villaceſe, im 5ten Th. des Zuſchauers, auf der 273. S. f.
Der Affe. 86
Der Bauer und ſein Sohn. 87
S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Eſopus, im dritten Buche. 178 Bl.
Der glückliche Dichter. 89
Er hieß Chartier. S. Jöchers Gelehrten-Lexicon.
Die Mißgeburt. 90
Die Ente. 92
Till. 92
Cleant. 93
Der Wucherer. 94
S. das kurzweilige Luſthaus 7. S.

Der Tod der Fliege und der Mücke. Seite 91
Amont. 95
Herodes und Herodias. 97
Der Freigeiſt. 100
Das Vermächtniß. 102
Die Gutthat. 102
Der Candidat. 103
Die ſchlauen Mädchen. 103
S. Burc. Waldis, im erſten Buche ſeines Eſops Bl. 51.
Epictet. 105
Elpin. 105
Das Hoſpital. 106
Der betrübte Wittwer. 108
Dictionnaire de *Bayle*, v. *Asclepiade*, n. A.
Der Tartarfürſt. 109
Der junge Prinz. 110
Elite de bons mots, T. II. p. 65.
Das neue Ehepaar. 110
The Tatler, Vol. II. n. 82.
Der Jüngling. 114
Ernſt. 115
Man erzählt eine eben ſo großmüthige Handlung von dem Hrn Saurin. S. Lettres serieuses et badines, p. 616.
Das Pferd und der Eſel. 116
Cetil. 116
Der beherzte Entſchluß. 117
S. Burcard Waldis, im vierten Buche, 288.
Der junge Gelehrte. 118
Das junge Mädchen. 119
S. Zinkgräfs deutſche Apophtheg. im 3. Th. 214. S.
Die beiden Knaben. 120
Die Bauern und der Amtmann. 121
Der Freier. 122

Emil. Seite 123
Vaniere Opuscul. p. 213. (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam.)
Malo, mihi statuam cur non ponere, viator
Exquirat, quam si, cur ponere, roget.
Der Knabe. 123
Der Lügner. 124
S. das 504. Stück des Zuschauers, im 7ten Th.
Die Frau und der Geist. 124
Philinde. 125
Alcest. 126
Der wunderbare Traum. 128
Der Polydikor. 129
Die Nachtigal und der Kukuk. 130

Drittes Buch.

Der Informater. 131
Elmire und Selinde. 134
Hans Nord. 135
Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.
Der alte Dichter und der junge Criticus. 137
Alcest. 137
S. Elite de bons mots, Tom. II. p. 47.
Der gehäufte Ruhm. 139
S. die Rede des Cicero für den Plancius.
Der Freundschaftsdienst. 140
Der großmüthige Räuber. 141
Dorant. 141
Der Arme und das Glück. 142
Der Schwätzer. 143
Der ungerathne Sohn. 143
Die beiden Schwarzen. 144
S. den Spectator, Vol. III. n. 215.
Der fromme General. 146

Abonsolt und Lucia. Seite 147
S. den Spectator, Vol. VII. n. 491.
Der Schäfer und die Sirene. 149
Die Bienen. 151
Der Held und der Reitknecht. 152
Die Lerche und die Nachtigal. 153
Der Knabe und die Mücken. 154
Die Wachtel und der Hänfling. 155
Der Hochzeittag. 156
S. den Tadler, im 2ten Bande, No. 12.
Die Elster und der Sperling. 157
Der Geheimnißvolle. 159
Die Lerche. 159
Die beiden Wanderer. 160
Das Glück und die Liebe. 162
Der Affe. 164
Die Wittwe. Ein Mährchen. 165
Der junge Krebs und die Seemuschel. 167
Das Kind mit der Scheere. 168
Die Affen und die Bären. 169
Der Leichtsinn. 171
Der reiche Geizhals. 171
Das Testament. 173
Crispin und Crispine. 174
Der Jüngling und der Greis. 176

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes.

Die Lerche. 177
Der Schäfer und die Sirene. 187
Der Sperling und die Taube. 199

Fabeln

Fabeln
und
Erzählungen.
Erſtes Buch.

Die Nachtigal und die Lerche.

Die Nachtigal ſang einſt mit vieler Kunſt;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerinn nicht ganz bewundern konnte;
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigal;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele ſich noch zweimal ſchöner hören.
Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und ſpricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich ſinge kurze Zeit. Warum? um ſchön zu ſingen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange ſie gebeut, ſo lange ſing ich nur.

Sobald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

* *
*

O Dichter! denkt an Philomelen,
Singt nicht so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt gefällig der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigal,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigal fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide:
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weis't er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder;
Drum singt er auch so schöne Lieder!

Dem

Nº 1.

Der Tanzbär

... fort mit dir!

Du Narr willst klüger sein als wir!

Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

* *
*

Saat, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieſer Knabe, ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.
Star kömmt, und kaum iſt Star erſchienen,
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht,
So ſchließt man bei dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bäre grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder.
Und gleich verſuchten es die Brüder:
Allein anſtatt, wie er, zu gehn:
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß dem ganzen Haufen.

Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen Andern biſt:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten ruhmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krämpen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreit: Nun läßt der Hut erſt ſchön!

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſetze wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe

Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen:
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Steck zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut; o glücklich Land,
Wo Wahn und Elmierutz verschwieden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!

Er ſtarb, und ließ bei ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buches.

* * *

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt.
Das Auſſenwerk ward neu, er ſelbſt, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zuſammenfaſſe:
Es gieng dem Hute faſt, wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſe will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn,
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geſchehn.

Von einem Greiſe will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſe, ſah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe.
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſeyn.

Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten,
Der Greis ſey meine Poeſie.

O Ruhm, bring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des steifen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der ungerittnen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie gieugs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht,
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sclaverei erdacht.

* *
*

Was wünscht man nicht bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;

Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

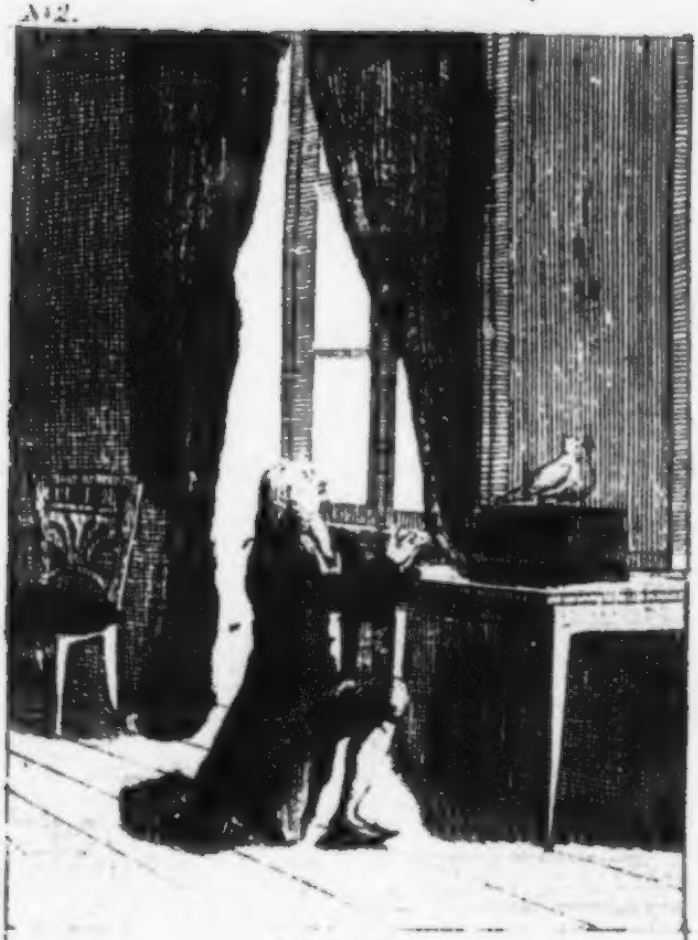
Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt:
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen:
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund gerannt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entfernt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit.
Sie dauren beide kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie küßt ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus, nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;



Chloris

Ich Göttin .....
Laß diese Taube doch zur Chloris wieder werden.

Zu Flügeln werden ihre Hände:
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja, Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Wachsaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.

Jetzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jungfräulichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zu Chloris wieder werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O! wenn sich nur die Göttinn nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach, Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreimal die Hand, dreimal die Schenkel netzen:
Es hilft, gedenkt ea eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte.
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Es war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ißs, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.“

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses Frommen Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbei:

Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt es ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Ketzerwicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Trina ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren;
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.

So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor- bald rückwärts geht,
Sein ſeidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht:
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.

Nur

Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang' er stille steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde.
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

* *
*

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder Sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen Sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt er für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand,
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füßen.
Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht, genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Stoß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yarico.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben
Der ungewissen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durch Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft mit verwirrtem Sinn,

Der

Der Britte ſich zuletzt bei einem Baume hin:
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſen Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtrenge und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockicht Haar, die Anmuth ſeiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.

Auch Inkle nimmt dies Kind bei wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dies Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befrein.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getreſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundrungsvoll, daß ſie ſo lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt: ſo macht Yarikо
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchaalen
Muß, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall;
Und unter dem Geräuſch und Pritſchelens Schall
Schläft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne.

Kurz,

Kurz, er verſteht ſein Kind, und ihn verſteht die Schöne.
Oft ſagt ihr Jakle nur, was ſeine Vaterſtadt
Für ſüße Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen:
Sie hörts, und zürnet ſchon, daß es noch nicht geſchehen.
Dort, ſpricht er, kleid' ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Koſtbarkeit;
In Häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
Sollſt du in dieſer Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dies Kind, und ſieht, indem ſie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erſcheint.
Es glückt ihr, was ſie wünſcht, in kurzem zu entdecken:
Sie ſieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an ſeiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das ſie ſteigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff ſetzt ſeinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *): doch dieſes war der Ort,
Wo Jakle ganz beſtürzt ſein Schickſal überdachte,
Als ſchnell in ſeiner Bruſt der Kaufmannsgeiſt erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück:
Dies war für ſeinen Geiz ein trauriges Geſchick.
So bald ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Muth und Angſt, durchſchwommen?
Er ſtillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führet Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, ſie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, ſie weint, ſie ſchreit Nichts! Er verkaufet ſie.
Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.

Be-

*) Barbados iſt eine von den caraibiſchen Inſeln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daſelbſt getrieben.

Bewegt ihn dies? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißet Yarikol

* *
*

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bei der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsren Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigal?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst geqvält,
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh' der Andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zuverziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fienst drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder lieſt,
Zieh ſich daraus die gute Lehre:
Daß kein Gedicht ſo elend iſt,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten Verſen ſcheut:
So kann uns dies zum großen Troſte dienen.
Geſetzt, daß ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der Selbſtmord.

O Jünglinge, lern aus der Geſchichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beiſpiel wohlgezognet Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er ſeufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr ſein Leiden.
Umſonſt! Climene heißt ihn flehn.
Ja, ſchreit er, ja, ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn!

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — o was kann verwegner ſeyn!
Kurz, er beſieht die Spitz und Schneide,
Und ſteckt ihn langſam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz, welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken,
Und jetzt an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmählt auf böser Zeiten Lauf.
Allein, wer klopft schon wieder an der Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt . . .
„Gebt, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht;
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schreien und flehen!“

Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn als Erbarmen?
Nein! nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Und weiſt ſie zu Gebet und Fleiß;
Iſt dieſes nicht der Schrift Gebeiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen:
So eilt ſie doch, dem Weibe beizuſpringen.

Ach ja! Beatens Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiß ſich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wenn ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!
Welch ſchönes Cruelfix! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt ſie mein Erblaſſen:
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die Andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?

Beate! laß die Läſterer ſchmähen,
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen:
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laß dich von Andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;

Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn Andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Die, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

* *
*

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein;
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Mäh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.

Die

Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbei;
Eines wirſt du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bei ſchwachem Muthe
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich ; ; doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund;
Will ich dir, bei meinem Leben!
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt ; ; Hier ſtarb der Hund.

* *
*

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man die Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder! recht' und streite nur,
Du siehst, man will dich übertäuben:
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit — —

Gevatter, ihr seyd nicht gescheut!
Versteht ihr mich? Ich wills euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So sagte Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Quere:
„Ja, eh ich diesen Rain entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein;

Sonst

Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.

Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen;
Der, denkt nur! ſpricht, der ſchmale Rain,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein, den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haſer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.

Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß ſeit zwanzig Jahren
Von mir verlohren worden iſt?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reutet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch verſprach!

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geſchrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müſſen ſchwören,
Und dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hätteſt nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch läßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen!
„Doch . . .
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen.
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn Ihr christlich Herze:
Sie sorgen gern für Andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf Ihre Gütigkeit.

* *
*

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Forderung zu verstehn.

Der Autor will den Beifall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich blos auf unſre Billigkeit;
Doch daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Bremſe entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der beym Gebiſſe floß.
Geſchmeiße! ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.

Allein ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrack, und blieb für Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein; hier lag der ſtolze Gaul.

* *
*

Auf ſich den Haß der Niedern laden,
Dies ſtürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht dienen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt:
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,
Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er ließ genaue Karten ſtechen,
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen:
Ihm, würd' er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beizuſtehn.
Es war das deutliche Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch weil die Meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten:
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Rechnung fand;
Doch Alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr Viele reiſten nur im Geiſt,
Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch Andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte:
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.
Sehr Viele fingen an, zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten; aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl ſey nun genug geſchehn.
Noch Andre ſuchten auf den Reiſen
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl:
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein! ſie ſuchten finſtre Wälder,
Und reiſten unter Furcht und Quaal;
Behingten ſich mit ſchweren Bürden,
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt.

Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth;
Sie reiſten nicht auf Koſten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör ich Manchen klagen,
Iſt nicht dies Mährchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dies ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund, was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und, Andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als ſie;
Iſt dies nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können.

Er ſtirbt. Man findt ſein Teſtament,
Und lieſt: Ich will, daß einſt, nach meinem Sterben,

Mein

Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil ſie dies Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünſcht dies Teſtament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und allein dieſen beiden?

Die beiden Nachbarn ſehn vergnügt
Den Sinn des Teſtaments vollführen.
Denn damals wußte man noch nicht zu proceſſiren,
Sonſt hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten ſie das völlige Vermögen.
Wie rühmten ſie den Seligen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Teſtamentes wegen;
Denn eh er ſtarb, war ers noch nicht.

Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weint entzückt
Dem reichen Kaſten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn Andre ſchnarchend liegen,
Und wünſcht mit Thränen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft durch böſe Träum erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hätte,
Mit ſchnellen Füßen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,
Und nimmt aus Geiz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hat er ſich noch ſatt gegeſſen;
Reich hungert er, bei halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung ab,
Und war mit jedem neuen Tage
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.

Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren:
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt ſein Wort, und ſah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,

Schlich

Schlich itzt ſein Fuß ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum würd' verderben,
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen:
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht Einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Sprödе hört ihn nie.

Er ſprach: Zwei Rinder geb ich dir,
Auch ſoll kein Warten mich verdrießen;
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an, er hofft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und zieht ſie zurück

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle ſeine Heerden.
So viel? Dies iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willſt du ewig widerſtreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief ſie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Sprödе lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer ſtehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschließen.
O! wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein, sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kommt noch einmal wieder.
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Die, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt es steht nicht fein,
Ein Schäfer, und stets schlafrig seyn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widerſprecherinn.

Jsmene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben:
Doch, wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, blos, weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Jzt komm ich wieder zu Jsmenen.
Jsmenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.

Einſt ſaß ſie mit dem Mann bei Tiſche;
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht,
Se iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten,
Ich ſag' es Jhnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welſchen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
Jn beiden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,

In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
sind stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Gerausch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schläf' und Puls: kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hälts ihr vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann: er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach! der verdammte Fisch; Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Kommt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bei dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein groſſes Glück genieſſen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſobald du es wirſt wiſſen.

Iſt Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laß mich gröſſres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.

Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget,
Nein, weil ers ſchon gewähnet, eh er ſie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein, denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.

Du wirſt, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.

Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz, in Hoffnung fort;

Mißt, ohne Land, im Geiſt ſchon ſeines Reiches Gröſſen;
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte:
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdenn mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.

O Thor! verſetzt Apoll! euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd' im Vaterlande,
Durch ſeine Tapferkeit empor.
Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bei immer gröſſerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königinn.
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb ſcheut,
Erfüllt ihn halb mit Froſt, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünſcht er tauſendmal, ſein Schickſal nicht zu kennen,
Um ſo für ſie, wie ſie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs ſpröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er ſtirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menſchen! iſts kein Glück, ſein Schickſal nicht zu wiſſen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein,
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieſes Haus wird fertig ſeyn.

Nun ſteht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefähres Stoß
Erſchüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reiſſen los.

Die Mutter kann im Lombersſpielen,
Wenn ſie den letzten Satz verſpielt,
Kaum ſo viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr beſtürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entſchließt ſich ſehnſuchtsvoll
Ein neues Luſtſchloß aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tick! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

* *
*

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſeyn.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die unvereinten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr verbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide:
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.

Krank,

Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! ſingt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch: er hört Clarinens Nothe.
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier, ſchreyt ſie, lieber Tod!
Hier liegt er, hier in dieſem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeyd,
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget;
O! Weiber! überwindet euch:
Leſ't dies Gedicht, und ſeyd zugleich
Beſchämt, und ewig überleget.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig, lieben;
Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut! es ſoll bewieſen ſeyn.

* *
*

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterei! Kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär'.
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wend't alles an,
Was man von Mannern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel! ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein;

Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn!

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er pfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt:
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß beliebt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt betbrämt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgeblähet, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser spinne lange zu.
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden,
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein, denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene, sprach die träge Henne,
Dies muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du Andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Ei,
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,

Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammlen Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du, im Neste, heisch:
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen:
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst: was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.

Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verzichtn
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt:
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet:
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

* *
*

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch, uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schad't, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.

Gönnt ihm die Luſt, ſich hoch zu achten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt.
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zu denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär' es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bei ungeſtümen Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.

Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet;
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn:
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:

So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pfeiler wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zevs sich wieder hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf sie.

Ein Jahr! und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum, rief er, beim erſten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt, und ſeht, und nehmt ſie ein,
Und euren Muth recht zu beſeelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einſt Jesmin ſehr ſchnell erhielt.

* * *

Ein junger Menſch, der gütigſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſeyn;
Jesmin ſah Sylvien, das heißt, ſie nahm ihn ein.
Er ſah ſie in dem Fenſter liegen,
Ward ſchnell beſiegt, und ſchwur, ſie wieder zu beſiegen.
Die halbe Nacht verſtrich, daß mein Jesmin nicht ſchlief;
Er ſann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In Einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Wird auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Quaal,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtſchein;
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getroſt, Jesmin, verſiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief;
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht?
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben.

Doch

Der glücklichgewordene Ehemann

so arg du immer bist:
So weiß ich doch das Hannchen kriegt.

Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich weiß nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst erpußt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch Einen Rath, und dieser Rath wird glücken;
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an Sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebahr!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen:
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie frech Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er sieht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begierden, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein, was stand in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh aus einander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dies: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben,
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein, je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.

Was

Was that er endlich? Er verreiſte,
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſeyn?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen ſollte.
Sie werden hurtig eins, und ſchlieſſen ihren Kauf;
Der böſe Geiſt giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt ſehr oft belogen,
Und Doctor Fauſten ſelbſt betrogen:
So hielt er doch ſein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und ſie ward ſeine Frau.

Doch eh vier Wochen ſich verlieren:
So fängt Frontin ſchon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! ſpricht er, da der Geiſt erſcheint,
Ach! darf ich, lieber böſe Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dies erfüll ich auch genau.
Doch willſt du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So ſoll mein Dienſt ein Jahr verlängert ſeyn.
Der Böſe will ſich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein:
Denn, ſprach er bei ſich ſelbſt, ſo arg du immer biſt:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger iſt.

Der gütige Beſuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geiſt,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närriſch werden ſollen;
Ein ſolcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Beſuch zu geben.
O! rief er, welch ein trauriz Leben!
Wie? ſchlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So ſind Sie denn ſo ganz allein,

Und

Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein' tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch, auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

O Glücke! rief Aret, soll eins von beiden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,

Da er der Hoheit Frucht genießt,
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

* *
*

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold, erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre.
Als dies Damokles einst gethan:
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hoheit größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben.
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht:
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schrein:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dies Uebel sieht man alle Tage.
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden!
Allein es ist unendlich schwer;
Die Narren müßten weise werden,
Und seht! sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* *
*

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der Eine von den beiden Thieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrau ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Muthwillen.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderem Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen.
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Jetzt ſtirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarſchaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu unſern Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alle ſagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich; der Maler ließ nicht nach
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,
Und ſchwur, ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte ſie umſonſt gemalt;
Und hätt ich ja was fordern ſollen,
So hätt ich Küſſe fordern wollen.

So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar;
Die kleinſte Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und ſchön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es ſelbſt der Maler hurtig küßt,
So bald ſein Weib nicht um ihn iſt.

Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er ſein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihm ſo viel Schmeicheleyen,
„Und ſo viel Reiz auf meine Bildung ſtreuen?
„Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.

„Kurz,

„Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin!
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt er die Venus malen:
„Von dieser laß er sich bezahlen.“

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es seyn zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Fürstier fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht advokatisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte.
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt' euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen;
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,

Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

* * *

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt:
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (ſo waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo ſind ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuren harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh (wie groß war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.
Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,
Daß du der finſtern Schriften Wuſt,

Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, sach aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredtsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ists, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz; umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich bleibt ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,

Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen,
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.

O welch ein ſeltnes Glück! Von niederm Blut entſtehn,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen?
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;
Rom feſt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
Die für entriſſne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen:
Allein, das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck! den ich in meiner Pein getragen,
Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten nütze Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechſtemal ſchon aufgelegt,
Und ſich mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke,
Vor jedes Titelblatt geprägt.

Er

Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt,
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

* *
* *

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn.
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.

Man lief die beiden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewunderung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem ſchwarzen Schaaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo gerieth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht itzt doch kein Menſch mit einer Sylb' an ihn.

* *
*

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu: ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht.
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die geblendeten Geberden
Der Großen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbern des Sieges zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,

Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gekünst um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz besonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bezahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz:
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden:
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;

Ich

Ich freue mich, daß ich dir dienen kann:
Du bist ein ordentlicher Mann.
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder geben.
Wie? sollt er auch Philoten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und sieht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein, ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

* *
*

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen:
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist!

Und

Und mit Vergnügen eilſt, dem Nächſten beizuſtehn,
Der, wenn er Großmuth ſieht, großmüthig dankbar iſt!

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch, den Rathſchluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bei ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bei Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchieht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dies ſiehſt du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen:
So müßteſt du, was Gott iſt, ſein.
Benutze dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn, ſo blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beiſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

* *
*

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtand, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bei dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Laſt vergaß.

Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.

Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moſes dieſes faß, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiſſ': es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette;
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Citheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat: ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſſrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor Andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.

Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt: dein Mann thut recht galant!
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem, wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette muſt es hören.
Sie hörte, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach! ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen:
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferinn,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren:
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir flieh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunſt, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und jetzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein;
Doch Eines bitt ich dich, du muſt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wiſſen.
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja!
Sonſt ſieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen.
Du kennſt den redlichen Tiren:
Es war nichts Wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir — Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich Zeitlebens ſchweigen will.

Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,

Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du muſt verſchwiegen ſeyn.

Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein:
So fühlt er ſchon die gröſte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! ſängt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Küſſe giebt.
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſts erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah;
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, ſängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plauderer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin:
Allein, wie kannſt du mich den gröſten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet;
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit: allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen:
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.

Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehn?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit sträubichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein;
Setzt zehnmal an; und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut:
Warum sie denn so ängstlich schreit?

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.

Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um, die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie nieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.

Sie

Sie röchelt? Wie? Verläßt ihr Blut den Lauf?
Geschwind! löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich in vollem Trab.
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls: und da er ihn befragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bei Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren,
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,

Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen:
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod bringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein;

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn!
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds wohl wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch ach er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre,
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,

Und

Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! spricht der Mann, bei sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken!
O fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schlem, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt!

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib blos zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe:
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch, strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun so vergeßt, daß bessre Mädchen sind,

Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
So wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.

Ach! ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen;
Ich frage: welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dies iſt doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Geſicht und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Miene.
So feſt geſchnürt ſie immer gieng,
So viel ſie Schmuck ins Ohr und vor dem Buſen hieng,
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammen rollte:
So ward ſie doch bei alle dem,
Je mehr man ſah, daß ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart;
Doch frei und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:

Ward ihrem Reiz doch dadurch nichts entwandt;
Und selbst ihr Neid schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Kostbarkeiten;
Ein artig Band, ein seltscher Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn,
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzücken stehn.

* * *

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste pralt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur:
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen.
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus:
Das ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!

Ach, welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Iſt in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler wird beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner klüglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

* *
*

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält:
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Fabeln
und
Erzählungen.
Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die Eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die Andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
Nun hieß es: Sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

* * *

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;

Der Eine kann so gut, wie Jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredtsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Im Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In einer Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel: da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und Einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.'

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht. —
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schöne nennen.

Ihr Schönen! sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die Ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan:
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen:
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn.
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort:
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der sterbende Vater

Vor Gespenster ist mir garnicht bange
Der Lümmel gewiß
Hat seine Dummheit fest

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf mit Milch und ſchwarzem Brodte ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken.
Dacht dunkelich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreimal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und muſt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzens Tochter iſt dir gut,
Iſt reich und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!

Indem Hans noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her.
Sie that, als käme ſie nur ſo von ungefähr;
Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte.
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, ſchilt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr, nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,

Des

Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie: so warb der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen,
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß,

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid,
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: „Wenn ich doch Schulze wäre!"
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alle dem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe:
Und straf ich nicht, so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.

O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Drescher auf dem Lande.

* *
*

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die jetzund mitvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber blos mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:

So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie den kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in diesem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht,
Auf allen Bier und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Wofan der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entstanden.

* * *

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Rede ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte vor Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an die Schenkel schön zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen:
Denn bäute nicht mein Fleiß das Feld;
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bessre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
Wenn sie, wie du, erzogen wären
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt. Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dies kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt Niemand Acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau von Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein, und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernster Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud entstanden?
Ist ausser ihm wohl Jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.

Was

Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie vorhanden?
Nein, dieſes Märchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden:
Es kamen einſt von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meinung ſeyn?

* * *

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein, daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beſchloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er die Meſſe noch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß:)
Er gieng: doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.
Ach! ſprach er, ach erbarmt euch mein!

Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandtwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Flos von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weißts! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben.
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that in Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm fragte,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf einem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unbillig redte,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend insgeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an,
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundinn sieht ihn zagen,
Und sagts ihr, (heimlich sagt sies ihr.)
O! spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg er zweimal fehl! so werd ich doch nichts sagen,
Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückseliger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt:
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war.
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dirs schon!
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drei Tage leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist nicht Schuld.

Er würde gern für mich erblassen:
Gott hats verhängt; Gott ehr' ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.

Er

Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bei des Einen Zügen,
Und billigte des Andern Schlag.

Der Eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe,
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja!

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verständen:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Los auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben oder nicht:
So sag ichs euch, und Jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An dem stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, so bald er dies vernommen.
Ach! sprach er, laust doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

* *
*

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war;
Bei Hofe? Was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, wie ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bei Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja, noch Nein.

Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königinn, blaß ist er, das ist wahr:
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn.
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind gebohren.
Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an, sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie! — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!

Ein

Ein Kind mit härichtem Geſichte,
Das einem Haien gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erſchrecklich laſſen muß!
Allein Lucinde wills verhehlen;
Drum ſagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.

Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, ſo bald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie, zu ſchweigen, bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgon that.
Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön gebohren,
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.

So bald als dies der Magiſtrat erfuhr,
Schickt er den Phyſicus nach dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bei andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mitgefahren?

* *
*

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreimal ſagt, von neuem dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen!
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt.

Ein alstig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmähen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie Andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreimal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen:
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um Andre klug zu machen,
Das Amt der Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)

Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie bergaufwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehſt du bergan ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird, und da verdirbt mir denn der Scherz;
Allein, wenn ich bergaufwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

* * *

Wilſt du dich in dem Glück nicht ausgelaſſen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern ſo klug, wie Eulenſpiegel, ſeyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein fleißer Advocat,
Der, wie es ihm nach ſeinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch ſeinen Witz los proceſſirte,
Half, weil man ihn um ſeinen Beiſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That ſelbſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.

Itzt waren ſie nun beide frei,
Und dankten ihrem Advokaten

Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten:
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn bessre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, das sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wucherer.

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit;
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte!
Gieng ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei:
Obs groß genug für Arme sey?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen

Recht

Recht sehr bequem beisammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich die berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drei gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundinn liegen:
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte melden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitte ein,

Denn

Denn gleich aufs erſte Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erſt Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange troſtlos ſtehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erſt mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und ſchlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böſer Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bei jeder Poſt gebietriſch ſchnaubend an.
Dann fieng er an ſich zu entſchließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handſchrift gab,
Auf ſechs Procent zehn Thaler vorzuſchießen,
Und dies Procent zog er gleich ab.

Indeß daß noch der Reiche zählte:
So trat ſein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er ſollte doch ſo gütig ſeyn
Und ihm den kleinen Reſt bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange ſtehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb,
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört — Und eilends gieng der Mann.

Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn ſie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen ſagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar ſeyn,
Und euch, ſtatt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn dieſen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ewger Vorwurf ſeyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler ſchenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, ſprach Amynt, ich habe, ſeit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht ſatt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald ſie mich nur wieder ſehn:

Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil noch begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf Einmal wird man nie der größte Böswicht;
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn,
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heiligen Pflichten
Dich in und ausser dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft;
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.

So oft du wagst, nur Eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.

O Jugend! faß doch dieſe Lehren,
Itzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſtiegſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bei widrigem Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in die Welt der ſelgen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dies Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſeyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beiſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von einem Laſter nähren.

* *
*

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hieng an ſeines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt am Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es, und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib, dies, Fürſt, iſt ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.

Zur

Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige auf Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zacharia Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein himmlisches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht iemals allein,
Und du begiengst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut ist deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen.

Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Bruſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.

Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laſter alle ſiegen!

Der Freigeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet;
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh, und findt ſie in der Laſt,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu ſeyn, ſich erſt an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Thoren macht;
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel in der größte Hauf' auf Erden:
Von dieſem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Mißſucht raubt;
Sonſt würd' er nicht ſo abergläubiſch werden.

Drum

Der Unkeusch ist

.....liefe von seiner frommen Magd.

Sich niederlegen und bekehren.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthſel, die wir aufzuſchließen,
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dies war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freigeiſt ſein Syſtem erwies;
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören.
Und ließ von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du Chriſtlich Thier! geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So ſtark ſind eines Freigeiſts Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen;
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irrdischen entziehn,
Und, frei im Geist, den Tod abwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte,
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn!
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun.

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein groſses Stück verſchimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem ſehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inſtändig an,
Daß er ſein Glück ihm machen ſollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathſtuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittſchrift dar.
Der Gönner las ſie durch, und las ſie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bei der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verſtand:
Sie ſollen dieſes Amt vor allen Andern kriegen.

Er ſprach darauf mit ihm, und was der Jüngling ſprach
Verrieth den beſten Geiſt, geſchaffen zum Studiren,
Zum gröſsten Amte nicht zu ſchwach,
Und werth, die Andern zu regieren.

Ach! ſprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt iſt Ihre;
Und in der gröſsten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis an die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein groſses Goldſtück an,
Um ſichrer noch zu gehn. Nein, ſprach der wackre Mann,
Nunmehr ſoll dieſes Amts nicht Ihre;
Denn wer Geſchenke giebt, nimmt ſie auch wieder an;
Ihr Herz iſt ſchlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die ſchlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Baſe zu

Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage;
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt;)
Die wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär'?
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen,
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Stück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen,
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihm, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn,
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da sieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zerschlagen?

Dies, Mensch, kann Zeno's Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
Und willst du stets zufrieden seyn,
So bilde dir erhaben ein:
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung seyn?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingts doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,

Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich gute Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, Trotz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich sogleich in Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an,
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

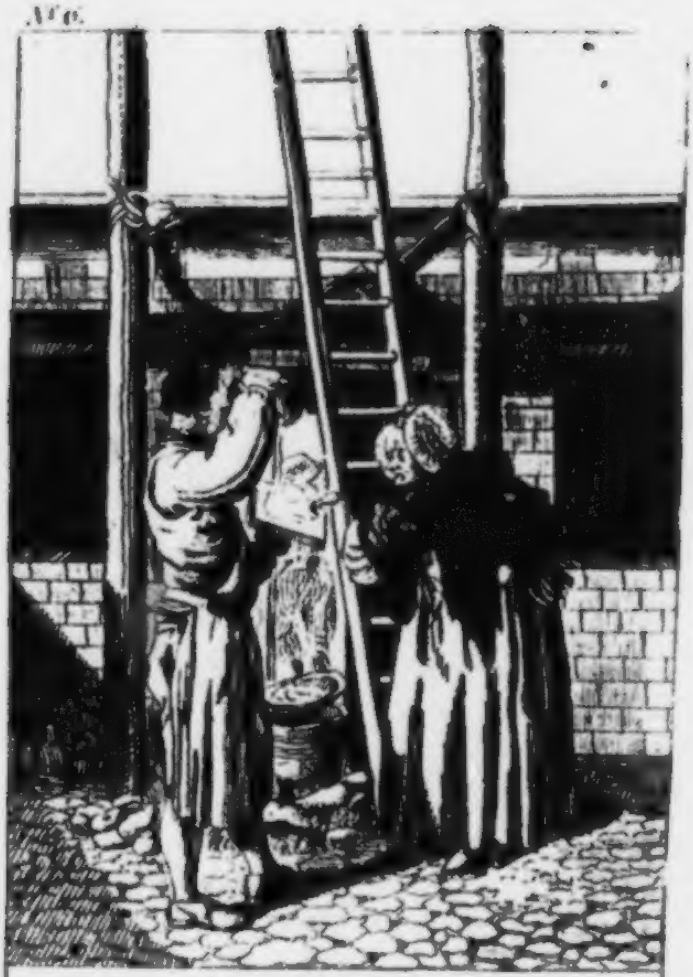
Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sahs und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider! sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,

Und

No.



Das Hospital

Hört auf und wischt den Wunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer die die Weiber plagen.

Und der auf nichts, als ihr Vergnügen, ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?

Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein! Elmire kömmt, und beißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie? ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut?
Nun kurz und gut, es wird nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwei und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet ſeyn!)
Bereits das drittemal verſprochen.

O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein ſie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht zweimal ſich irren kann!

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja! ſein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen;
Wie freundlich ſieht ſie diesmal aus!
„Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Geſellen kommen.“

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
Das muß ein rechter Ehmann seyn!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Mäurer müßig stehn?
Denn leider pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbau ich denn mein Geld?
Für Mäurer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl! man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit seinen Sterbekleidern,
Und trägt den Sarg, ehn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort;
Doch was geschiehet, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin:
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,

Die

Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Mann giebt ihr von neuem das Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände;
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur:
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten.
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur:
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die nur ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug es selbst, und säug es mir zur Lust,

Der

Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tartarfürst erschrack,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den Europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden:
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er Vielen dienen kann!

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie,

Der vanqué Prinz

Lernt Prinz

Die Kunst das Gold mit Farben anzuwenden

Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neid'ſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun;
Iſt Menſchen! dies kein Glück zu nennen?
So muß gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich ſpricht:
Der gute Menſch verſteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erleſnes Weib in meinen Armen liegt?
Iſt ſie nicht reich und ſchön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein ſich ſo vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hauſe ſeyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beiden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll itzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuren Gattinn ſcheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.

Von heißen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,
Sprach Eines, was das Andre ſprach,
Dem Andern immer ſtammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein ſeufzend Ach!

Er ſtieg nunmehr ins Schiff, (wie oft ſah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer ſtehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſehn.
O Himmel! hör ich ſie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann geſund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an ſeinem Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch ſein Gut noch im Beſitz genommen:
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,

Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner Ankunft wüßte,
Daß, wider ſein gegebenes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er ſie wiederſäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hauſe ſchlich,
Und gern am Ufer ſich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der ſie ſtets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Errathſt du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die ſchmachtend wartet, ſpricht:
So biſt du auch nicht werth den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verſchweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünſche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, ſich ſelber offenbaren,
Und für die Andern ſchreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohem Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gaſtgebote ſprach,
Das ſie ſich ausgeſonnen hätte;
Indem ſie noch von ihrer Erbſchaft redte,
Und, wenn ſie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe ſtörte,
Und den, der ſie im Teſtament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem ſie zum voraus die Armen ſpeiſen ließ,
Und mütterlich den Waiſen ſich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe ſchickte;
Indem ſie dies im Geiſt von ihrer Erbſchaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat,
Fieng ihre Freundinn an: Was ſchwimmt dort auf dem Meere?
Ein Käſtchen! Wie? Wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht ſchön?
Allein ich ſag es dir, ich habs zuerſt geſehn,
Und kömmt es an den Rand geſchwommen:
So iſt das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirſt ja bald niederkommen,
Und das verſteht ſich ſchon, ich muß Gevatter ſeyn,
Dann bind ich dir drei Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert ſich, fieng jene wieder an;
Doch wie erſchracken ſie, als ſie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam ſchwimmen ſahn.
Wer weiß, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weiß, iſt der, der hier ſein Grab gefunden
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beide,
Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß ſie den Anblick ſehn!
Wer weiß, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dies ſagte ſie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dies Geſchrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beizuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, der man nie zittern ſehn.
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte,
Und niemand fragte, was geſchehn,
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

* * *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um Andre ſich zu quälen.
Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,

Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück beschert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gott lob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann:
Allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O! dacht er, weil ich doch sehr langsam steigen muß:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Wirf das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und stelz beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg, und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! Ach! es war noch weit.
Er ruht, und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit, und dort Vergnügen an.

Er

Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm ſein Verſtand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück!
Du ſteigſt ſonſt über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte ſich im Thale,
Entſchloß ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt.
Das erſte Hinderniß galt auch die andern male;
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß bei ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt, Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dies Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen,
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen:
So ſiegten ſie doch diesmal nicht.

Kraft gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen:
Zwei tausend Thaler sollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Das ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor grobem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte:
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.

Kurz,

Celill.

Nimm alles wie es sei so toll es will,
Hier anfangs närrisch wie Celill.
Dein Beifall ist drum nicht verloren.

Kurz, es gefiel ihm ſo, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, ſagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn ſein Rad zu ſchlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald ſelbſt verſuchen!
Er ſagt es kaum, als ers ſchon that.
Nun, ſprach er, ſeh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es iſt ganz hübſch um ſo ein Rad,
Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam ſchon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte ſich.
In kurzem ſprach man ſchon gelinder:
Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will.
Heiß anfangs närriſch, wie Cotill:
Dein Beifall iſt drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiß.

Der beherzte Entſchluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke ſeinen Wirth erſchlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für ſeine Miſſethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er ſah wohl aus, und wer ihn ſah,
Bedauerte ſein ſchmählich Ende,
Und wünſchte, daß er noch beim König Gnade fände.
Beſonders gieng ſein ſchweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte ſie die Triebe
Des Mitleids und der Menſchenliebe,
Und fühlte ſie nur mehr, je mehr ſie auf ihn ſah.

„Ach Himmel! iſts nicht ewig Schade?
„Der ſchöne lange Menſch! Was für ein fein Geſicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Iſt das nicht eine Wade!
„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frei; ich will ihn nehmen.“

Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fing drauf der Richter an,
Es findet ſich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du ſie verlangſt: ſo ſchenk ich dir das Leben.

Johann erſchrack, und ſah die Jungfer an.
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſehs euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl ſahn,
Was Großes ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heiligen Lorbeerkränzen,
Der Dichtkunſt und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Menſch mit ſtolzem Lächeln an,
Ich habe ſie faſt alle durchgeleſen:
Allein — Nun gut, ſprach der gelehrte Mann,
Sind ſie nach ſeinem Sinn geweſen:

So muß er ſie noch zweimal leſen:
Doch ſind ſie ihm nicht gut genug geweſen:
So ſag ers ja den Klugen nicht;
Denn ſonſt errathen ſie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung leſen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Menſch ſprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um ſeine Tochter an.
Der Alte, der ſein Kind noch nicht verſprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tiſche bleiben ſollte.

Die Tochter, ob ſich gleich der Vater ſehr verſtellt,
Errath die Sache bald. Was? fängt ſie an zu ſchließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tiſche gleich behält,
Was bringt doch der? Ich ſolls nicht wiſſen;
Allein umſonſt bückt er ſich nicht ſo tief vor mir.
Iſt auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es ſoll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glaſe Wein,
Das Wort für ſeinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken ſie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie iſt zu jung; ſie iſt erſt vierzehn Jahre.

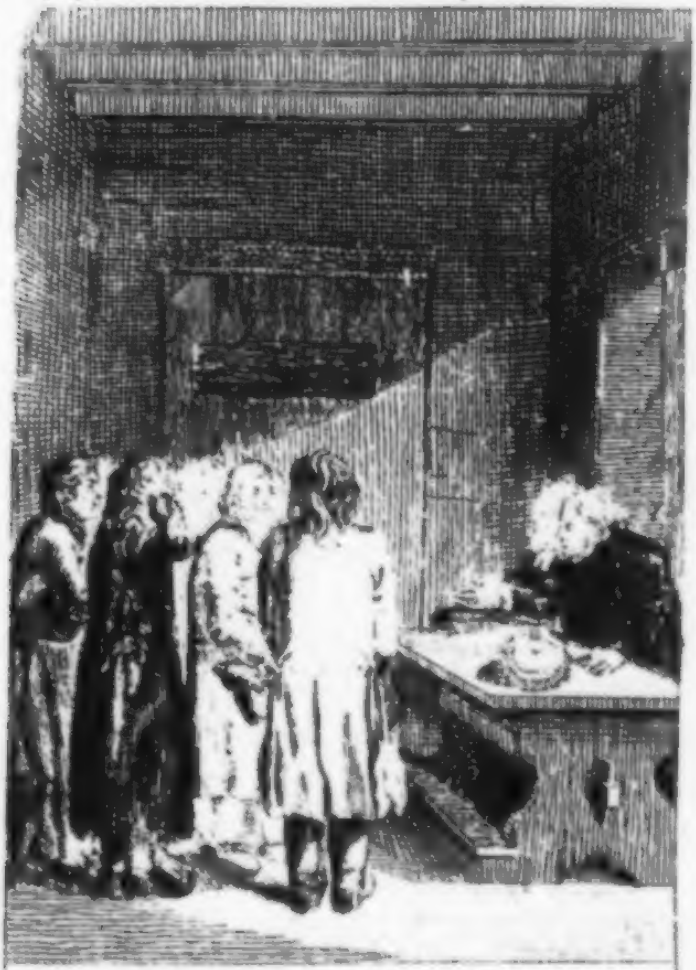
Indem er dies noch ſprach, trat Likchen ſelbſt herein,
Und trug ein Eſſen auf. Was? fieng ſie an zu ſchreln,
Was ſagten Sie, Papa? Sie haben ſich verſprochen.
Ich ſollt erſt vierzehn Jahre ſeyn?
Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.
„Ließ ſie der Vater denn nicht frein?“
Das weiß ich nicht; doch nein, ich wills nur ſagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl ſelbſt junge Mädchen ſeyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust ... Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht, und spring hinein.
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast dus da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?“
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

* * *

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von bessern Ton, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus autem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.



Die Bauern und der Amtmann

Hört zu
Ihr Ochsen die ihr alle seid
Euch Vögeln ob ich den Raccheid
Ihr wollt den Herrn zum Herr behalten.
Sonst wollt ihr eher nicht dann jetzt sind wir noch

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet;
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer flottlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht:
Der Superintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Wie ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Superintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.

Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Zankmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch allein geb ich den Bescheid:
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrer behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen!
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt!
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sies sieht, gefällt.
Besitzt sie, frei vom Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fieng der Freier an, wenn dies geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte, strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt:
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe:
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig bleit er sich die Augen beide zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen!
Rühmt euren Witz ſchlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte Liſt noch fehlt.
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

* * *

In London ſaß ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube,
Und that auf ſeinen Leib dem Einen ein Gebot *)
Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.

Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett? Ihr ſollt mich haben,
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen;
Drei Gulden. Bin ich todt: ſo ſchneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der wilde Delinquent:
Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt:
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geiſt.

Needem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,

ließ

*) Es iſt in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen.

Ließ ſich ein Geiſt, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hieß ſie freundlich mit ſich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.

Die Frau fand zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf, ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ihn ſchröcke mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund!
Und wenns der Geiſt recht ehrlich mit mir meint:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, ſpricht ſie bei ſich ſelbſt, bei Leibe ſprich kein Wort,
Ernſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen;
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. ... Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O ſieht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn ſie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn .. Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,

Nur

Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn:
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wolltet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Dies wäre ja nicht auszuſtehn!

Genug, das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel kleben und ſchmählte:
„Habt Ihr Euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Klugen darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr, als Andre, wiſſen,
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Prallerei und Wind,
Nicht knechtiſch genug zu Schmeichlern ſind?

O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten,
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,

Und

Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte.
Da hielt zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beizustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fehlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jene Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Wie lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Dem treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?“
Er tritt herein; und sieht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.

Ihm

Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dies sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus, diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß; so fiel mir jählings ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dies gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich im heilgen Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristei
Einmal, und noch einmal, vorbei,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward Einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Nienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man trat galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf

Der Pelzhuster
Zurück
an seinen angewiesen
Hier ist mich schon bald seine zu zahlen

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Geſichtern, voll von Ernſt und tiefer Weisheit, ſehn.
Ich blieb ein feines Veilchen ſtehn.
Sie ſahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn.
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände,
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz, wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich alena ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein trauria Schickſal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich, in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſieht, ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen, und unſchuldsvollen Freude;
Und eh ich noch den dritten Kuß erhielt:
So fuhlt ich ſchon die ſeelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Beſitzt das beſte Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bei dem Wort, Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer ſeyd Ihr denn, mein lieber Mann?“
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. . .

Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts als Stümpern redte,

Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd ihr, auch ein gelehrter Mann?
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Des Tiefe sucht ich zu ergründen,
Um meine Ruh und Andrer Ruh zu finden,
Allein, so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab' ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polybistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum: Einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polybistor waren,
Hab ich mich schon halb lahm gefahren.

Die Nachtigal und der Kukuk.

Die Nachtigal sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philemeten,
Den Herren soll ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem Deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied. Sie giengen stolz vorbei.

Nun

Nun ſang die Meiſterinn der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder,
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigal, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

Fabeln
und
Erzählungen.
Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm; als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dies laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dies macht bei aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!
Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus

Oft

Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate ließ,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreißig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte bitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn.
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfands zu meiner Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

* *
*

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.

Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielen Stolz kaum dreißig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire lächig ein.
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
Was? ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich, bei meinem hohen Stand,
Dank seys der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,
Und that, als wollte michs verdrießen;

Doch

Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch gewünscht, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen;
Und flob geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird sich offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
Sobald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt.
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen:
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit Einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen:
„Allein acht Groschen wag ich dran:
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!-
Kurz, einer riß den Andern fort.

Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich seyn:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? ,,
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es Neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, vor Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

* * *

Du lachst, doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluß dich gut und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich ohne Müh sinnreich poetisiren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läst du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? Daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie? ſprach der Alte ganz erhizt.
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchüzt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden wir wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?

Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen:
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſeyn.

Alceſt.

Durch Unglück mehr, als durch Verſehn,
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen;
Er ſaß bereits der Schulden wegen,
Kein Freund erſchien, ihm beizuſtehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglings-Jahren,
Wagts, ſeine Freiheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich zu Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld gelehn,
Und bittet mit dem treuſten Zähren,

Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So ſoll er nie die Freiheit wieder kriegen.

Beſtürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur; allein kein Böſewicht,
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihm auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine Streng entehrt.
Laß zur Verſöhnung dich umarmen,
Dein Herz iſt deiner Bitte werth.
Dem Vater ſoll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlaſſen ſeyn;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?
Der Jüngling weint.

Hör' an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein,
Ihr Herz iſt deiner werth; willſt du mein Eydam ſeyn?
So habe ſie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber giengen ſie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenſchaft den Vater zu befrein.
Erſt tritt der Sohn, und nun tritt ſie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich ſehe ſie . . doch dieſe Scene
Will nur gefühlt und nicht beſchrieben ſeyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Ist aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket:
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. ‥
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell liess er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen.
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz ‥ Vielleicht aus Afrika?
Versetzt ein Andrer hier gleich wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dichter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt euch auf mein Wort.
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

* *
*

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;

Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen,
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen,
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht;
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam ein Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Aeltern an.

Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch s: Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geschäfte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Der großmüthige Räuber

Nein ich habe nichts verlohren,
Behaltet euer Geld weil ihr so ehrlich seid.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verrieth.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben;
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bei mir.
Ich geh ist nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen;
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch: o welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren,
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!

„Be-

„Bedenke die verfluchte Liſt,
„Man ſtrebt nach dem, was dir am liebſten iſt:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieſer Nacht noch ſolls geſchehn.
„Unglücklicher' was willſt du machen?
„Laß doch geſchwind das Haus bewachen.
„Mein Blut ſoll dir zu Dienſten ſtehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verſchließen.“

Nein, ſchrie Dorant, willſt du mich glücklich wiſſen:
So laß die Thüren offen ſtehn!

* * *

Ihr Weiber dieſes klingt nicht ſchön!
Iſts möglich, ſeyd ihr an den Plagen
Liebloſer Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietriſch plagen,
Die uns vergöttern, wenn ſie frein,
Wie können wir da lange zärtlich ſeyn?

Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt ins ein beſſer Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beiſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
Allein, der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälſt du mich, dich zu beglücken?

№12.

Der Schwätzer

Ein Narr mein Herr schweigt niemals still.

Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

* *
*

Du wünscheſt dir mit Angſt ein Glück,
Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtger Augenblick;
Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen:
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentſtehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht an Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.

Ein ſo beredter Herr ſah einen wackern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.
Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchworen;
Ich wett, er iſt ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht er ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt,
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, ſein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel ſah,

Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika:
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war draus, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen;
„Nehmt Euren Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, Ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er muß ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavinn lebte sie bei Einem Herrn mit ihnen;

Und

Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb Euch, sprach sie oft, und Einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben,
Vergleicht Euch, und alsdann will ich nur Einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte;
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindseliger Triebe,
Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn, und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichen Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckenvolle Scene.
Er kam: Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne.
Bewein'ten ihren Tod, sahn sie noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Blos, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron

Noch Spötter der Religion?
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.

Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben,

Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann,
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dies iſt wider Ihre Pflicht,
„Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürſten ſind es nicht.“
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dies ſind Sie, ſprach der Greis, ich hab es unverzagt
In mehr als Einer Schlacht, für Sie, mein Fürſt gewagt:

Und itzt was ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich Dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich Luſt, ein Böſewicht zu ſeyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun:
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele Tauſend ſeyn.
„Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!

Rhynfelt und Lucin.

Umſonſt wandt Rhynfelt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wolluſt zu verführen.
Ihm öffnete ſein hoher Stand ihr Haus;
Allein ſie wich des Fürſten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung ſpüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der ſich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laſter nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterſtützt!
Sollt es der Vernunft, die Rhynfelts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und biet, ihm das Leben abzuſprechen.
Allein, was iſt denn ſein Verbrechen?
Iſts mehr noch, als der Mann der ſchönſten Frau zu ſeyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynfelt ſagt, wer Danvelt ſey,
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geſchrieben,
Und morgen eilt ſein Todestag herbei.

Sein Weib wirft ſich zu Rhynfelts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll
Doch auch das Auge ſelbſt, aus dem itzt Thränen fließen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen ſoll;
Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. ***
Verſchämte Minne, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!

Und sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit den größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden:
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befrein?
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten:
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„Willst du die Schande mir verzeihn:
„Nun so gebeut!“ : : Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
„Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
„Befreist du mich durch deine Schmach:
„So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch : : O Gott! was soll ich nun erdulden?“

Der Morgen kömmt: und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich threnend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst, und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Jetzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch, daß er mir nicht künftig schaden kann;
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rühret:
So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!

Es iſt zu ſpät, mein Schutz zu ſeyn.
Du kannſt nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynwolt = = Strafe ſein Verbrechen;
Ich ſchäme mich, es auszuſprechen.
Lies dieſe Schrift, und fühle meine Pein!

Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht.
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürſten, welch ein Lehrgedicht!
Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht.

Doch iſts genug, das Laſter zu beweinen?
Ein Tag wird anietzt; der Liebling muß erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dies Weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches Erſchrecken
Verräth den Böſewicht: er räumt das Laſter ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.
Der Fürſt läßt gleich den Biſchof kommen,
Und wohnt der Trauung ſelber bei.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweiſt nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Rach ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene. *)

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,

*) Ich habe mich über dieſe und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermiſchten Schriften vorgeſetzt, alſo erkläret:

Teich öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen
Gesell ihm Daphne zwar zuweilen bei dem Spiel:
Es konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er sieht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.

Al-

ret: „Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich uns„längst öffentlich (in dem 122sten Stück des hamburg„gischen Correspondenten vom Jahr 1760,) „obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen „Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählun„gen aus den Betrachtungen, verbessert, und an „vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit ei„ne der undankbarsten, die ich jemals unternommen „habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen „ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten „Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist „doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des „Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Verdienst. „Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine „Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Haupt„schönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwun„genen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst „besteht, wie kann diese einem Werke ertheilt werden, „wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, „wenn sie nicht wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich „da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken „entzieht, wird die Miene doch nicht einnehmend.“

Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh, und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähre ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben,
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu. Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!"
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur oft die Lehre:
Daß unser liebster Wunsch oft grose Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Hößchen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,

Daß unſer Neſt vom Honig rinnt:
Wer ſieht es nicht, daß wir die beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies ſchadet unſerm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht auch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur guten Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verſchmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Die ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einſtens, nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen:
Traf einen Eremiten an.
Und ward von dieſem frommen Mann,
Nebſt ſeinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach! fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider! nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in Acht genommen.

Ich

Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden klüglich an:
„Warum habt ihr denn alles dies gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Und meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt euch, laßt euch nicht verdrießen,
Ich sag es euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigal.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach.
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigal, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön:
Cleant schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.

Wie theuer kömmt es ihm zu ſtehn!
Er ſucht Cleanten zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich bemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hält, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn;
Allein, je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſticht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloßer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.

Verwundet im Geſicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht;
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind' erblicken:

So

So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der kokte Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin: und tiefer im Getraide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum nahe ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir, Flatterein, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu bewahren wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er flieht und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, flieg mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah,
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angeseßelt ist!

Die Ruhe, sprach sie, nicht zu sehn?
Die, Flattergeist, ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist.

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt (ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Erzureist er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt ihr mir deren angethan?
Besinnt ihr euch noch auf die Zeiten,

Da ich umsonst an euer Fenster kam?
Da ihr mir Aermsten . . . Sterbt, Madam,
Mit aller eurer Kunst die Herzen zu bestricken,
Mit euren zauberischen Blicken,
Mit eurem Haar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Aelie nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bis nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Ist der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind!
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was soll ich länger auf der Welt?
Mein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o! so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann . . .

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht

Nicht blos ein ferner Zeuge seyn.
Sie hörte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Verrath! Ja, gewiß;
„Sie reif, Herr Sperling, und so süß;
„(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winter spricht,
„Der Wein seit vierter Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Diebe wegzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen,
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzureißen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören,
„Drum weißt du, was ich machen will?
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenem Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crisirinens Haus,
Studiert beim Eingang bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebts?“ Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend!
Die laut von allen Sachen schreit,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt;
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frei im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewöhnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Sah itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,

An

An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrfurchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wanderer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn,
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studierte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen,
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist!
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bei Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bei Kleindorf im Verüberziehn
Getreid und Kälber aufgefreſſen.
Das, was der Drach im Graben heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bei Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als in Gebeten ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dies ſind Geſpenſter, glaube mir!

Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft,
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Jetzt um die Sach', itzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

* *
*

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,

und

Und fehlten ihres Wegs selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da ißt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren:
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz sich hebt, und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein;
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn:
Und täglich wuchs die Pracht der schön geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge;
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kur, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Ein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtiges Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine,
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„Wie glücklich würd' ich dann nicht seyn!
„O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu verdienen,
„Und sprich! wodurch besieg ich einst Serinen?"
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden.
Serine sieh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute.
Nichts, als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auch stets sein Glück.

Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und freh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Hieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein!
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe, seyn!“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön;
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Heren der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke!
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
Und zeigt ist keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer glücklichen Moral

Er

(Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber,
hatte . . .
Noch lieber? wirft der Spötter ein,
Und lachet höhnisch. Doch er lache!
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu seyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie beduft'gen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch, als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund, dem Seligen zu ehren,
Und seinen Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stand in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobalds den Stephan sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlicher kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch längst, als er Gevatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieb,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vereinigt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, in ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„Er hat etwas bei ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht vor meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn, ach! kein Wunder wärs . . .
„Dies geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was Wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie giengen!“

Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn? Ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird ſich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.
„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da,
„Soll ich das Bild heruntertragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?“
Das Bild? Nein, nein = = doch = = thus nur. Ja. = =
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen:
„Zum Fenſter gieng es wohl heraus.“
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.

Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.

O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen kleinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht ausgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts itzt nicht reinlich aus,
Vernehme Herren einzunehmen.
Doch, dienet es zu Ihrer Ruh
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen:
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach auf, ſchreit er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreien;
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, bub die Muttter an, eins mußt du mir versprechen;
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger! Was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht, doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerte die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ſtäche mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu ſagen.

So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ich immer wagen,
Sc bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an,
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch ... Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freilich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

* * *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären

Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen,
Wie nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.

O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen oft verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merens die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an:
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann:
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben:
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,

Und rief den Prieſter in ſein Haus,
Und bat ſich zu verſchiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn itzt verlaſſen,
Ach! bet Er, ſprach der Greis, Gott wirds zu Herzen
faſſen;
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genuß, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.

Der Prieſter wird geruft. Ich weiß wohl, ſprach
der Greis,
Was ich Ihm einſt geredt, wenn Ers gleich nicht mehr
weiß.
Hier ſeh Er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig Ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe:
Doch weil ſie Gott mir wunderbar beſcheerte:
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht Eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.

Will er nunmehr die Silbermünze ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub Ers mir, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweidrittel ſtehen:
Da les Er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt er Gott um Seegen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich jetzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth; und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
Sobald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dies, ſo will ich freudig ſterben.

Der Vater ſtarb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf:
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bei tauſend Hindernissen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fieng ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was fehlt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Wunden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum ſey vergnügt, wenn du dir dies erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn! ſo ſucht ich auch zu leben,
Und dieſes Glück kannſt du mit Gott dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider! schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann;
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau;
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar!
Und dennoch ists nicht selten wahr.
Drum, Männer, leset ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt;
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

* * *

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wie das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.
Genug, er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster, und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenläuten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.
Der Küster wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Seligen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fiens die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.
Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid' aufs neue.“
Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth ...

Der Sarg ward umgekehrt, allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf das Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen,
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, so viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verhehlen,
„Ich habe leichtere gehofft“
Gut, sprach der Greis, wollt Ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen.

Damit diejenigen Leſer, die meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meinung bin: ſo will ich drei derſelben, die noch gar nicht die ſchlechteſten ſind, wählen, und ſie beurtheilen. Ich hoffe zu gleicher Zeit Anfängern in der Poeſie einen Dienſt zu thun, und ſie an meinem Exempel zu lehren, wie ſie ihre eigenen, oder ihrer Freunde Verſuche beurtheilen, und ſich nicht ſo fort mit den Gedanken ſchmeicheln ſollen, daß ſie für die Welt ſchreiben können, weil ſie ſchreiben können.

Die erſte Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen ſind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige und Gereimte zu zeigen, ſoll die Lerche ſeyn, weil ich dieſes Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer beſondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bei manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmeztern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beim Füttern an,
So, daß ſie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und ſang ſie vormals ſehr,
So ſang ſie itzt noch dreimal mehr.

3.

Auch Vögeln iſt die Freiheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt ſo, daß ſie gegenüber
In Damons großen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meint dabei,
Daß dieſes Bild die Schweſter ſey.

4.

Sie ſtutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier;
Dann fängt ſie ſchmetternd an zu ſingen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören;
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meint die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weiſt.
Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein
Betrogen in den Wettſtreit ein.

6.

Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Muh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

7.

Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden,
Sie ſingt, und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8. Drauf

8.

Drauf schießt sie bei dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserei
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwei.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
Er wurdest du wohl manchem Held
Und manchem Weisen beigesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bei dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie heraus fliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in Eine Grube kämen, so müßtest du bei manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung, an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist; betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält

ſich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil ſie es außer der Fabel zu thun ſcheint. Ich ſetze nunmehr einen ehrgeizigen Menſchen an die Stelle der Lerche. Er ſey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; dieſe zu übertreffen, ſtrengt er ſeinen Ehrgeiz ſo lange an, bis er darunter erliegt. Iſt alles richtig in dieſer Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er ſie nicht wirklich? Er hat ſie; und wie der Thor immer noch einen größern Thor findet, der ſeinen Werth bewundert: ſo findet der Ehrſüchtige immer einen noch Ehrſüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen ſucht. Alſo harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder ſie ſcheint ein Körper zu ſeyn, der ſeiner Seele, der Moral, nicht genug angemeſſen iſt. Was iſt das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Anſehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich itzt eben ſo wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entwarf. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Iſt alles, was vorgeht, ſo beſchaffen, daß der Erfolg ohne daſſelbe nicht wohl hätte geſchehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es iſt offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beſchweret ſind, welche ſie nicht heben, ſondern nur beläſtigen.

Warum muß die Lerche erſt im Bauer ſeyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen laſſen? Das erſte deswegen, damit ſie Damon herauslaſſen kann; und das andere deswegen, damit ſie in dem Zimmer frei ſitzen, und ſich im Spiegel ſehen kann. War das nöthig in Anſehung des Erfolgs? Nein, ſie

durfte

durfte nur gleich frei im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beinahe die drei ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebende Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größtentheils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sie durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freiwillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre, aus den Belustigungen, in dem Vermaaße der Ode erzählet. Ich will gerne zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freien Versen erzählt ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr

so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeigehen angebrachten Spötterei, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. „Bei manches Morgens;“ sehr hart und rauh. „Hellem Schimmer;“ hell, ein überflüßiges Beiwort. „Die Lerche sang bei manches Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward. Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabei an das Abendlied. „Und ruhte nicht, bis „daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang.“ Klang: unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem Einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweite Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen das Thürchen nicht beim Füttern an.“

Anleh-

Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder sollte es heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß sie aus dem „Bauer fliegen, und in der Stube flattern kann.“ Das so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr; so „singt sie itzt noch dreimal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreimal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freiheit „lieber, als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freiheit nicht gut. Es sollte Sklaverei heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel Jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst, und „meint dabei, daß dieses Bild die Schwester sey.“ Meint dabei; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keins da gewesen, auf welches dieses gehen konnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts Artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt, ver„muthlich bewegt, die keinen Schwingen“ Klein ist hier ein sehr überflüßiges Beiwort. Bald will

ſie fort; Wohin? Bald bleibt ſie hier. Es ſollte wohl heißen: Bald will ſie aufliegen, bald hält ſie ſich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald iſt geflickt Die Thür, ſtatt der Thüre, da die folgende Zeile ſich mit keinem Vokale anfängt, wie hart; „Da bringt der Schall im Augenblick aus „dem gewölbten Saal zurück.“ Da, iſt hier proſaiſch. Im Augenblick, ſcheint gereimt zu ſeyn. Aus dem gewölbten Saal; iſt dieſer Saal ein Vorſaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt ſich zwo Mi„nuten ſtören.“ Aber waren nicht mehr, nicht weniger Minuten? Iſt zu arithmetiſch beſtimmt. „Die „Ehrſucht martert ihren Geiſt.“ Der Geiſt der Lerche, vielleicht auch das Martern iſt ſehr poetiſch und gezwungen. „Sie meint die Schweſter ſelbſt zu hören.“ Die Schweſter; weg damit! Selbſt iſt überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. „Die ihr der falſche Spiegel weiſt.“ Der falſche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetiſch richtig ſeyn; allein ein falſcher Spiegel heißt auch ſo viel, als ein Spiegel, der den Gegenſtand nicht getreu darſtellt. „Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein betrogen in den Wett„ſtreit ein.“ Darauf iſt kurz vorher da geweſen. Betrogen; dieſes Participium ſteht hier an keinem guten Orte, und verurſacht eine Dunkelheit. In den Wettſtreit: nicht den, ſondern einen; iſt wider die Sprache.

Sechſte Strophe. „Sie ſingt aus ehrſuchts„vollem Grimme.„ Grimm ſcheint zu viel für das Singen einer Lerche zu ſeyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dies würde man eher ſagen. „Sie „zieht, ſie trillert, mengt und paart der hellen Kehle „ſtarke Stimme auf hundert und auf tauſend Art.“ Dieſe drei Verſe betrügen auf den erſten Anblick, und ſcheinen harmoniſch zu ſeyn. Sie zieht und trillert;

fert; gehen dieſe Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht ſeyn. Aber ſie ſtehen doch ſo, und alſo ſind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart ſie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemengt werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tauſend Art gar nicht gefallen. Man ſagt auf hunderttauſend oder tauſenderlei Art im gemeinen Leben; und wenn dieſes richtig iſt, ſo iſt es doch ganz proſaiſch. Der Poet muß ſich von der Proſa zu entfernen wiſſen, auch da, wenn er den niedrigſten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden; iſt gezwungen geſagt. Es ſoll heißen: Dennoch fährt ſie herzhaft fort. Sie ſingt und will zu ihrer Pein eh ſterben, als nicht überwinden, eh ſiegen, als am Leben ſeyn. Sehr heroiſch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will alſo zu ihrer Pein ſterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, ſingen, ſollte nicht die Redensart entgegengeſetzt ſtehen: am Leben ſeyn, ſondern leben. Es iſt natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer ſieht nicht, daß die Reime Pein und ſeyn, wider das Natürliche dieſer Stelle ſich empöret haben? Aber der Reim iſt der Sklave, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, et ne doit qu'obeïr.

„Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach iſt nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder ſo etwas. „Das Echo wacht;“ wacht iſt unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, iſt platt; warum nicht, ſpricht, ſingt u. dergl.

Achte Strophe. „Drauf ſchießt ſie bei dem letzten Zuge, die ſo bethörte Sängerinn, mit aufgebrachtem „ſchnellen Fluge, nach der verhaßten Freundinn hin.“

Drauf, schon wieder! Bei dem letzten Zuge: was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt: der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn, ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja jetzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserei „am Spiegel Kopf und Hirn entzwei.“ In der Raserei; wer wird das von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwei. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf und auch das Gehirn entzwei stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen? Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Hirn entzwei stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus „der Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O! spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O! kämen die in Eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so sinnlich mit sich selbst reden? Das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: „O kämen

„die

„die in Eine Grube, die Ehr und Schatten umgebracht:
„so würdest du wohl manchem Held und manchem Weis
„sen beigesellt.“ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Heiden und Weisen; ist auch zweideutig. Manchem Held; ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beigesellt lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeigehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie, aus Hochachtung gegen das Publikum und den Geschmack, habe sammlen wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu verbergen; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.

Sein

Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kleines Lamm war seine Lust,
Und außer einem Rohr von Schilfe
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bei dem Spiel;
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne,
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freien Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Mienen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend genug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich ertragen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?

Ja,

Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens flieh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Lied dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben,
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben,
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weiß sein Glück kaum genug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O welch Entsetzen!
Sirene ward halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meinst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Matt es, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bei dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dies sind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget.

Die

Die Theile ſollen nun ausgebildet und verſchönert werden, damit ſie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach ſeinem Bedürfniſſe, nach der Wahrſcheinlichkeit; aber auch nach der Hauptſache. Der Schäfer, die erſte Perſon der Handlung, was will man von ihm wiſſen? Wie ruhig und zufrieden er mit ſeinem Stande war? Nein, man will ein Zuſchauer von der Begebenheit ſeyn, wie er die Sirene erblickte, und ſich in ſie verliebte. Wäre alſo die Beſchreibung von ſeiner ſchäferiſchen Zufriedenheit auch noch ſo ſchön: ſo würde ſie doch eben deswegen wieder nicht gut ſeyn, weil ſie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerkſamkeit zu lange auf ſich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant. *)

Die zweite Hauptperſon iſt die Sirene. Was will man von dieſer wiſſen? Wie ſchön ſie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beſchreibung unſre Erwartung übertreffen, daß ſie nicht alltäglich ſeyn, daß ſie nicht durch ihre Länge einſchläfern muß. Die eingeſchaltete Beſchreibung der Sirene iſt nicht neu; ſie iſt lang und ſtarr. Ihr Verhalten bei der Liebeserklärung des Schäfers iſt das Merkwürdigſte, was man wiſſen will, und worauf man, wenn man von ſo einer Handlung ein Zuſchauer wäre, am meiſten Acht haben würde. Dieſes Verhalten würde ſich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinſten Liſten, daß ſie thäte, als merkte ſie den Schäfer nicht, daß ſie ſich auf der See mit einer gewiſſen angenommenen Sorgloſigkeit etwas zu thun machte, daß ſie bald ihre Locken zurückſchlänge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß ſie mit ihm ſo redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn deſto gewiſſer zu feſſeln. Dieſes Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender ſeyn, als die todte Beſchrei-

*) BOILEAU A. P. Ch. I. v. 180.

ſchreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern, würde aus der Materie ſelbſt entſproſſen ſeyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf dieſe Weiſe hätten die beiden Hauptgegenſtände der Erdichtung ſchön gezeigt werden können; und ſo hätte zugleich die Erzählung anſtatt der ernſthaften Miene, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die ſie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, iſt in der Fabel mit kleinen Umſtänden beſchweret, die nicht einnehmen. Man will wiſſen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wiſſen. Wie es uns in der Natur als Zuſchauer würde beſchwerlich geweſen ſeyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Geſpräch mit einander gehalten, und unſrer Neugier Gewalt angethan hätten: ſo wird es auch in der Nachahmung beſchwerlich. Und das heißt eben Geſchmack, ſtets das Gehörige, das Beſte zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu ſagen, was das Vorzüglichſte war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig iſt das, wenn die Hauptſchönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'ésprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties. *)

Dieſes gilt von jedem Werke des Geſchmacks, und von der kleinen Fabel ſowohl, als von der größern; ja von der kleinen um deſto mehr, je geſchwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen ſieht, wer

*) Ebendaſelbſt. V. 175.

wer ſeine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er ſchon lange von Andern iſt getadelt worden. *)

Die Erzahlung leidet mehr als Eine Moral, nachdem ſie gewendet wird. Man kann ſagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, iſt nach derſelben oft ein ſchönes Ungeheuer. Man kann ſagen: Wir treffen die Wahl bei unſrer Liebe ſehr übereilt; wir ſehen auf den äußerlichen Reiz, und unterſuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böſes Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und ſagen: Wenn uns die Götter ſtets unſre Wünſche gewährten, ſo gewährten ſie uns nicht ſelten unſer Unglück. Oder: unſre liebſten Wünſche ſind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beſte ſeyn, die am natürlichſten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es iſt wahr, der Liebhaber führt oft in ſeiner Braut, übereilt durch ſeine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes ſchönes Unthier nach Hauſe. Aber ſo wahr es ſeyn mag, ſo würde ich doch dieſe Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr iſt, oder weil es eben ſo wahr iſt, daß ſich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es ſcheint mir alſo eine Art der Ungerechtigkeit in dieſer Klage enthalten zu ſeyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, ſcheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzuſtimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beilager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geſchmacke die letzte Moral die vorzüglichſte ſeyn, nämlich daß unſre feurigſten Wünſche im Grunde oft Thorheiten ſind.

Ich

*) Der Engländer Denis (S. *Select. Fables* by Mr Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben dieſen Fehler begangen. Er ſagt von dem Schäfer:

And now poſſeſt of all her charms,
He tinks himſelf the happieſt man in life?
But oh! at morn he found within his arms
A monſter for a wife.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freie und Natürliche im Erzählen vernachläßiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der goldnen „Zeit, ein Thyrsis im Arkaderlande;“ die zweite Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nicht mehr als ein Schäfer, und dies steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bei dem Arkaderlande an das alte Lied: Den tapfre Fürst im Baierlande. „In ruhiger „Gelassenheit.“ Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehülfe „u. s. w.“ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer machte das seyn und haben, oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemahl in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriedenes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeigehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es doch hier deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks,

ſondern des Poeten iſt, der ſeine Geſchicklichkeit im Beſchreiben ohne Ruf hat wollen ſehen laſſen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieſer Seite her tadelt. Was überflüßig iſt, iſt allemal verwerflich, wenn es auch noch ſo ſchön wäre; und dieſe Beſchreibung iſt unſtreitig überflüßig, und zu lang.

- - - Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur - - -

ſagt Horaz *) vom Lucil, wenn er wieder aufſtehen und ſeine Gedichte verbeſſern ſollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu ſehr. „Er kannte „weder Liſt noch Feind.“ Das verſteht ſich. In Arkadien betrügt und verfolgt man ſich nicht. „Er ſchlief „vergnügt auf ſeiner Matte;“ iſt wenig geſagt. „Er „wünſchte nichts, als was er hatte.“ Dieſe Beſchreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers geweſen ſeyn, wenn ſie richtiger geſagt wäre. „Und war ſich „ſelber Glück und Freund.“ Was ſoll Freund hier heißen? Er liebte ſich ſelbſt am meiſten? Nein, und alſo dieſes: er brauchte und ſuchte keine Freunde. Das iſt wider die Natur, und alſo auch wider die Natur der Schäfer. Thyrſis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer geweſen, wenn dieſer Umſtand wahr ſeyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne.“ Das Beiwort beſte iſt matt. „Er wird die nackende Sirene „mit nie gefühlter Luſt gewahr.“ Mit nie gefühlter Luſt; worauf bezieht ſich dieſe Luſt? Ueberhaupt auf alle ſeine Luſt, die er je empfunden? Oder ſollte er ſonſt ſchon die Sirene geſehen, und nie ſo viel bei ihrem Anblicke empfunden haben? Es iſt alſo zweideutig; rederguet ambigue dicta. Er verliert den freien Sinn, anſtatt ſeine Freiheit, iſt gezwungen und unrichtig.

Die

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant:
L'esprit rasassié le rejette à l'instant.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beſchreibung der Sirene. „Zwo „blauer Augen Blick und Zug, die ſchmachtend voller „Wolluſt brannten, ſich nach dem Angriff zaghaft wand„ten, als hätten ſie nicht Muth genug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, ſondern zwei. Sagt man: Doris hat zwei ſchöne blaue Augen? Kann ſie derſelben wohl mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen? ja, das ſpricht man. Der Blick und Zug dieſer blauen Augen durchdrangen die Bruſt des Schafers. Was iſt der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, ſo iſt es erbärmlich geſagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Bruſt durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabei gedacht haben; ſonſt würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke ſeyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément. *)

Dieſe Augen brannten voller Wolluſt; gut. Sie brannten ſchmachtend voller Wolluſt. Geht ſchmachtend auf voller Wolluſt, oder bezieht es ſich aufs Brennen? „Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, „als hätten ſie nicht Muth genug.“ Erſt ſind die Augen Flammen, nun werden ſie ſogleich Streiter. „Halb „ſtolze, halb verſchämte Mienen, in denen Ernſt, Ge„fahr und Luſt einander zu begegnen ſchienen.“ Welches Gemälde der Mienen! Halb ſtolz, halb verſchämt, dies läßt ſich denken, und alſo auch malen. In dieſen Mienen iſt über den Stolz und die Verſchämtheit erſtlich Ernſt. Was heißt Ernſt hier? Eine ernſthafte Miene? Dieſe iſt ſchon im Stolze. Oder heißt Ernſt, weil Gefahr darauf folgt, gar ſo viel als Muth? Oder iſt es dem Scherze entgegen geſetzt, und heißt alſo: es war den Mienen ein Ernſt, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht, und mag es auch nicht wiſſen. In dieſen Mienen begegnen alſo erſt der Ernſt, und dann die Gefahr, und auch die Luſt einander. Was iſt

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 153.

Luſt? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz oder Wolluſt? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun dieſe perſonificirten Begriffe einander? Bruſt, anſtatt Herz, iſt ſehr hoch bei dieſer Gelegenheit, und durchdringen iſt eben nicht ſchön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Bruſt. Hört man keinen Zwang bei dieſem Ausdrucke? Dieſe Waſſerdirne, ein garſtiges Wort, des Reims wegen herbeigezogen; „entzückt „ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von weißen Hüf„ten bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und ſehr viel Worte. So verliert ſich unter der Menge von Blättern eine unreiſe Frucht. Warum fängt die Beſchreibung vom Kinn zu viſiren, bis auf die Hand? Man ſagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieſes die äußerſten Theile ſind, die einander entgegen ſtehen; aber das Kinn und die Hand ſind es nicht. Das Kinn, in ſo weit es bloß rund iſt, iſt eben noch nicht ſchön; ich kann eben ſowohl den runde Arm ſagen. Da das Kinn ein Beiwort hat, warum es den Schäfer entzückt: ſo ſollte die Hand ebenfalls ein Beiwort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von „weißen Hüften bis zur Stirne.“ Erſtlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beiwort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beiwort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beiwort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand. „An der er tauſend Anmuth „fand.“ Nachdem ſchon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Urſach hintennach geſchlichen, daß er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieſes iſt das finden und das tauſend ſehr proſaiſch. „Wie wird ſie reizend anua beſchrie„ben.“ Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber. „Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.“ Riß für Abriß, Abbildung

bildung nicht gut. Verſuch; es ſollte hier unſtreitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. dgl. Beide Verſe ſtehen der folgenden wegen da: „Kurz, ſie „zu ſehn und nicht zu lieben, war, wie man ſagt, ein „Widerſpruch.“ Kann ich ſagen: Ich ſah das Frauenzimmer, ſie war außerordentlich ſchön, und es war ein Widerſpruch, ſie zu ſehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht ſprechen: und es war mir unmöglich, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Im Präſenti kann der Ausdruck richtig ſeyn: ſie zu ſehn und nicht zu lieben, widerſpricht ſich; und doch würde ich nicht ſagen, iſt ein Widerſpruch, lieber, etwas Widerſprechendes.

Sechſte Strophe. „Der gute Schäfer ſteht zerſtreut, vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden.“ Erſt die Heerden, und dann ſich. Wenn ich mich vergeſſe, ſo iſt es nichts neues, daß ich das vergeſſe, was um mich herum iſt. „Und klagt mit ängſtlichen Geberden der „Schönen ſeine Zärtlichkeit.“ Aengſtlich iſt zu hoch getrieben; und ängſtliche Geberden rühren auch nicht ſehr. Warum nicht lieber ſchüchterne, furchtſame Geberden? Dieſe ſind der geſchwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?“ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne alſo, oder das ſchöne Kind; und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, iſt ſehr romanenmäßig, eben ſo wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht geſagt, daß ſie an ſeiner Seite ruhen ſoll; warum iſt ſie ſo voreilig? Sollte eine Sirene nicht ſchlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. Der Schäfer ruft zum „Gott der See: Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen.“ Warum feiſt und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwa die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen.“ Das ſogleich iſt ſehr pünktlich, contractmäßig, und verräth

eine groſse Meinung von ſeinem Opfer; und das vergnügen iſt ſehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgeſucht. „Wofern ich nicht vergebens fleh;“ klingt zu drehend. „Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?“ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Iſt Sirene ſeine Tochter? „O ſpare Seufzer, „Wunſch und Harm!“ In dieſer Zeile drückt ſich Neptun poetiſcher aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber ſie iſt ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünſche, hätte er ſagen können; aber ſpare deinen Harm, dies hat er des Reims wegen geſagt, ſonſt würde er das unpoetiſche Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir „und deinem Leben ein ewig Unglück in den Arm.“ Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre ſchon genug; aber ſeinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts geſagt.

„Der arme Thyrſis ſeufzt und weint.“ Thränen möchte Thyrſis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit manchem bangen Schalle ſein Lied dem „nahen Wiederhalle, bis wiederum Neptun erſcheint.“ Mit manchem bangen Schalle, iſt gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle, wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wie„derum Neptun erſcheint.“ Wenn ich auch die Verſetzung des wiederum nicht tadeln will, ſo iſt es doch wenigſtens kein Wort für Poeſie. In wie langer Zeit iſt Neptun nicht wiederum erſchienen? Hat der Schäfer ſtets dem Wiederhalle ſein Lied indeſſen geklagt? Die Antwort des Neptuns iſt den Verſen nach gut, dem Inhalt nach ſehr philoſophiſch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrſis Ruh.“ Iſt Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Urſache davon iſt, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die „Sirene.“ Auf was für Weiſe? „Der Schäfer trägt „die naſſe Schöne entzückt nach ſeiner Hütte zu,“ und merkt es alſo nicht, daß ſie halb Fiſch iſt? Nicht eher, als bis der Tag erſcheint? „Sein mattes Herz wird

„wieder

„wieder frisch.“ Gezwungen und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meinst du nicht die Welt, die früher „liebt und eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind „zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für göttlich „hält“ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet: ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt „der Schönen Mund und Stirne.“ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dies ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu streng seyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beim ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.
Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die Aelste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.

3.
Sie war des ganzen Schlages Preis.
An Hals und Brust wie Schnee so weiß,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln,
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frei,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.

4.
Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen,
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.
Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kommt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde,
Sent sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie tugendhaft,
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dies ist der Bösen Eigenschaft!

6.
Der Sperling ward sogleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beigetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.

O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Erbsen stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen abzubeißen,
Hat nie ein Spatz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh;
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Essen
Der fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreit er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer als zuvor?

9.

Du frömmer? rief die Taube nach,
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist wie sonst der gelle Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bei;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beizubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird ist ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den gellen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger,
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht der Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung.

Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaum sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortete ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird karg, und nennt „sich fromm und klüger." Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerei nur durch andre Dinge. Aber dies alles bei Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bei der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen: so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehrt. Dies habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das

Futter

Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Reimer eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Silbenmaaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter „Zucht.“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als „Arbeit sucht;“ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den „frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben.“ Half rauben, anstatt, er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andere Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn „beim ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und „Futter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr „frech als scheu zum Frühstück ein.“ Beim ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein, den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beiträgt, wenigstens nicht so vorher laufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr froh als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede

ab,

ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Scheelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von den stillen Thieren.“ Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satire auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weiß ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut, so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dies ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses

zu thun, einen moraliſchen guten Charakter? Endlich, iſt die Beſchreibung ſchön? Sie kann es nicht ſeyn, wenn ſie zu lang und außer ihrem Orte iſt. Wir wollen ſie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals und Bruſt wie Schnee ſo weiß.“ Sie hatte alſo einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz „und blauen Flügeln ſchien ſich ihr Mann oft zu beſpie„geln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen ſolchen Schwanz, in dem ſich ihr Mann (warum Mann? oft zu beſpiegeln ſchien. Warum nur ſchien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum ſpiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Bruſt gewölbt und frei.“ Die Bruſt frei tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dies auch an? Vielleicht bei den Tauben. „Die ſchönſten „Latſchen an den Füßen.“ Sie trug alſo Latſchen an den Füßen. Iſt trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latſchen an den Füßen, oder ſie träat? Man fällt beinahe durch das Wort tragen auf Bärlatſchen oder Filzſchuhe. „Sie konnt auch alt noch zärt„lich küſſen, war ſchön, und doch dem Manne treu.“ Iſt treu zu ſeyn eine große Tugend für Alte? Wozu alſo dieſer doppelte Umſtand? Soll es Satire ſeyn? Oder iſt es nur Ueppigkeit des Witzes, damit man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefälle, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch „größre Dinge zierten ſie.“ Die Dinge ſchicken ſich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß ſie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß ſie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und ſie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geſchickter Müh; iſt gezwungen. Wohl; iſt hier matt, proſaiſch. Zwanzig Kinder; nicht ſchön. „Die Kör„ner, die in Furchen liegen, die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.“ Das lehrte ſie, iſt hart, gezwungen. Sind euch beſtellt, anſtatt, für euch, iſt Reim, iſt undeutſch. In Furchen; nein! in den Furchen.

Nicht

Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „Bist du, so fragt sie, tugendhaft?“ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den „beschieden,“ nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die denn? Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dies ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward so gleich gerührt.“ Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredtsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht über„führt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen zu diesem Siege „beigetragen.“ Es scheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers: Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob „mehr in Ansehn oder Sagen.“ Das Sagen anstatt ihrer Rede, ist hier eine Freiheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beigetragen.“ Beigetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch: und Sieg schickt sich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich „von dieser Stunde.“ Das Gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er „hält sein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim; „und ob er öfters füttern sahe.“ Das ob er, anstatt, obgleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;“ nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frißt er „in der schönsten Ruh;“ schönste Ruh, schlecht gesagt.

ſagt. Groſſen Verdacht, daß es der Reim ſagt, und nicht der Autor. „Da ſieht ihm unſre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.“ Im Sitzen; merkwürdiger Umſtand! Endlich warum nicht ſitzend? „Der fremden Furcht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Furcht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge geſagt? Wäre es nicht beſſer; wie gut läßt du dir die fremden Früchte ſchmecken? Aber auf ſchmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft ſo gleich „empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er ſaß. Wo ſaß er? In den Kirſchen oder in den Schoten? Er hüpft alſo in die Höhe, und nicht empor. Dies iſt freind. Und warum hüpft er empor? Iſt es nöthig? iſt der Umſtand gebraucht worden? „Had ich mein Laſ„ter nicht gelaſſen?“ Mein Laſter; zu arg! Frömmer als zuvor, iſt nicht die rechte Sprache. „Du „frömmer? rief die Taube nach.“ Warum nach? Iſt es nicht anrief, genug? Sieht der Leſer nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung iſt? „Du biſt noch „eben deine Schmach.“ Das iſt ſehr poetiſch gerodt, bis auf das eben, das ſchickt ſich in den fremden Ton, du biſt deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Freſſer, iſt ſehr niedrig gegeben: du biſt deine Schmach. Iſt zu grob geſchmält. Das heißt, die Natur ergreiffen, nicht ſchön nachahmen. „Dir wohnt dein böſer Trieb „noch bei. Beiwohnen; ein böſer Trieb wohnt mir bei; iſt das die Sprache des Lebens? Es iſt wohl gar keine Sprache. „Und ſucht dir ſchmeichelnd beizubrin„gen.“ Beizubringen; gereimt, anſtatt, dich zu bereden. Dies war das Wort. „Daß deine Bruſt ge„beſſert ſey.“ Bruſt ſehr poetiſch, anſtatt, Herz.

Die Moral hat überhaupt eine ſehr gelehrte Miene, und alſo die Miene, die ſie nicht haben ſoll. „Bald, „Plato, trifft dein Ausſpruch ein: die Tugend ſcheint „ein Tauſch zu ſeyn.“ Gelehrt! Plato hat es geſagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, ſie

träfe

träfe oft ein. Iſt alſo nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt, „Ein Laſter wird itzt ausgetrieben.“ Aus-treiben iſt platt; vertreiben ſollte es heißen. „Der „Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was iſt der geile Scherz? Vermuthlich die Wolluſt. Heißt die Wolluſt ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird ſich vermuthlich mit Herz ſchließen.! „Wird karg und nennt ſich „fromm und klüger.“ Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen ſollen: Wie oft iſt unſre Tugend ein Tauſch mit unſern Laſtern! Eins laſſen wir, ergreiffen ein Andres, und bereden uns, beſſer zu ſeyn. Wie ſehr betrügt ſich das menſchliche Herz!

Das ſind die vornehmſten Fehler; und wo ſind denn die Schönheiten? Geſetzt, alle dieſe Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum ſchön ſeyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend ſeyn. Wo iſt wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunſt zu erzählen ſo geſällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des ſchönen Dialogiſchen iſt? Wo iſt die Kürze, die ſich mit der Deutlichkeit, Vollſtändigkeit und Lebhaftigkeit verträgt? Wo iſt der Saft, der ſich in einem Werke des Geſchmacks, gleich dem Saft in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfriſchen und beleben muß? Wo ſind die Stellen, von denen der Leſer ſagt: Das war trefflich! O wie ſchön, wie ungezwungen! Hätte man es anders ſagen können? wo ſind die Stellen, die ſich auswendig behalten laſſen? Wer lieſt ſo eine Fabel zwei-dreimal, und vergnügt ſich das letztemal noch, gleich dem erſten?

So fehlerhaft ſind die meiſten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Beluſtigungen. Darf ſich wohl Jemand wundern, warum ich ſie nicht habe zuſammen drucken laſſen?